



IM LANDE DER  
GOTTESRITTER



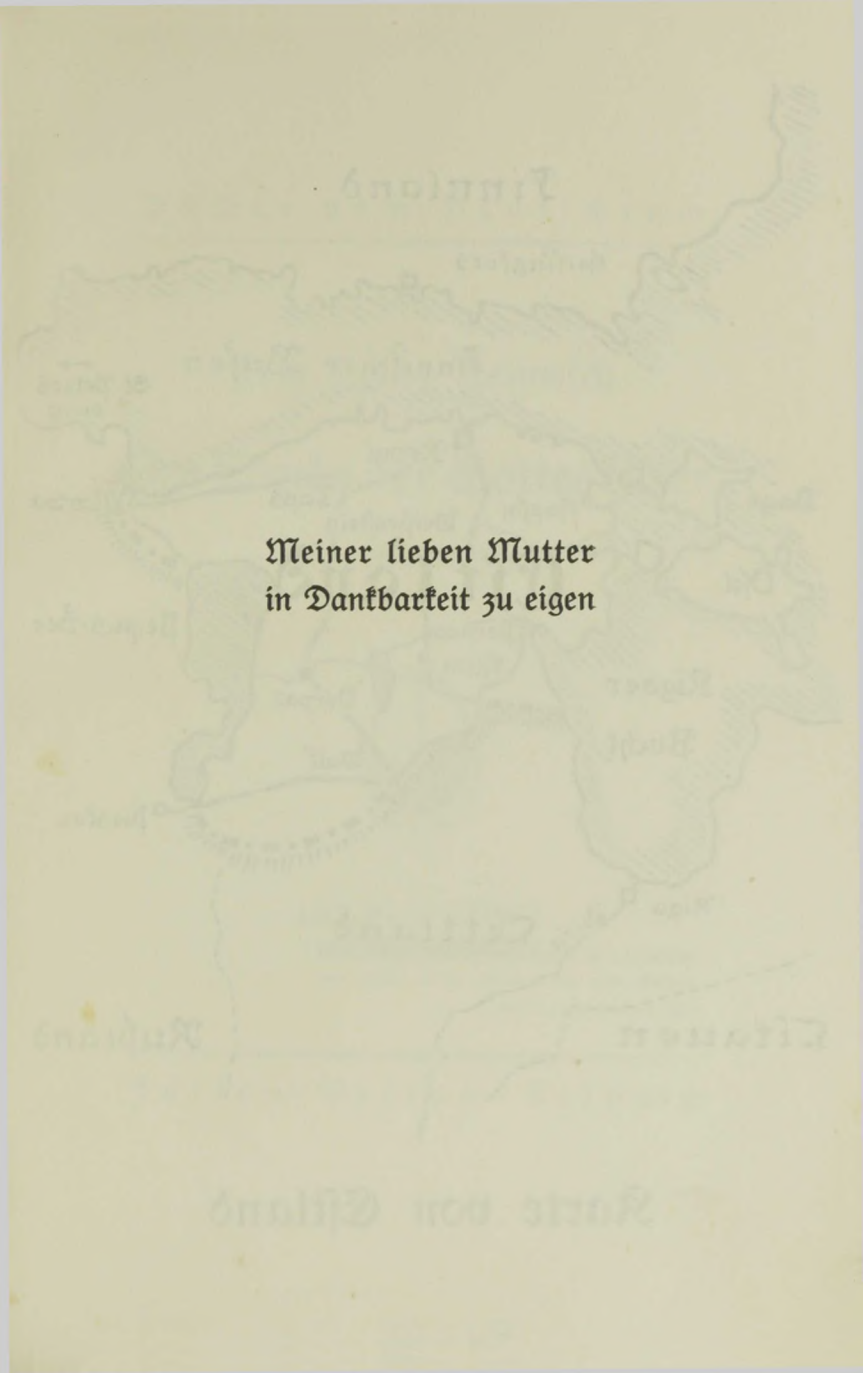
# Im Lande der Gottesritter

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1925 by Falten-Verlag, Leipzig

Bilder und Buchschmuck  
von  
Ragimund Reimesch

Erste Auflage

Druck der Graphischen Kunstanstalt Leipzig & Reichardt, Dresden

A faint pencil sketch of a landscape, possibly a mountain range or a valley. The drawing is light and serves as a background for the text. It shows a central valley with a winding path or river, and a large, rounded shape on the right side that could be a hill or a lake. The overall style is simple and sketchy.

Meiner lieben Mutter  
in Dankbarkeit zu eigen



Karte von Estland

Bücher vom Deutschtum

Fritz Heinz Reimesch

Im Lande der Gottesritter

Eine Estlandfahrt



Leitwort: Die baltische Frage ist unsterblich,  
und unser Leben spielt unter dem Galgen.

G. Schirren, Dorpat 1869

---

Falken-Verlag / Leipzig



## „Nar Ostland“

Schon lange trug ich den Wunsch im Herzen, das Baltenland von Angesicht kennen zu lernen. Als Junge schon hatte ich in meiner siebenbürgischen Heimat die Geschichte des baltischen Bruderstammes gelesen. Die ehrwürdigen Märtyrer der alten und neuen Zeit, die kraftvollen Rittergestalten, die kühnen, stolzen Herrennaturen waren auch für mich Ideale christlich-germanischer Weltanschauung und Sinnbilder nordischen Heldentums. Auf den Bergfesten meines heimatlichen Burzenlandes hatten die Wimpel desselben Ritterordens geweht, und von hier waren die Ordensritter ausgezogen, das Walachenland sich und dem Papste dienstbar zu machen, ebenso wie sie aus ihren Ordensschlössern

in der Ostmark auszogen, Preußen, Esten, Letten und Litauer dem Christentum zu gewinnen. Gleich meinem Stamme hatten die Balten jahrhundertlang gegen die Unkultur des Ostens gekämpft, haben ihr die Stirne zu bieten vermocht und dem Lande, wo sie saßen, den Stempel europäischer Gesittung unauslöschbar aufgedrückt.

Eine Geistesgemeinschaft bestand zwischen diesen viele hundert Meilen von einander getrennt lebenden Pionieren, ohne daß sie je mit einander in Berührung gekommen wären. Es war der Geist der Opferfreude für das Kreuz und das Volkstum, der beide beseelte.

Wie oft habe ich im stillen Balten und Siebenbürger Sachsen verglichen! Wie leicht verstand ich mich mit dem Balten in Fragen des Minderheitenschutzes, der Volkstumsarbeit und all der vielen anderen Angelegenheiten, die uns Deutschtumskämpfer in ständigem Feuer hält. Wie oft habe ich es bedauert, daß der Balte keinen deutschen Bauernstand geschaffen hat, der allein die Grundlagen politischer Selbstbehauptung unbedingt gewährleistet.

Der Sommer 1924 brachte mir die Erfüllung meines lange gehegten Wunsches — freilich um



ein Trümmerfeld zu besuchen, war ich eingeladen! Die alte Herrlichkeit war dahingegangen im Weltkriege und seinen grauen Nachwehen. Ich dachte, einen Schutthausen zu finden, und ich fand nach schöner Fahrt über des Ostmeers graue Fluten einen neuen, wohlbestellten Acker, auf dem eine junge Saat hoffnungsfroh zu sprießen begonnen hatte. Die Trümmer des alten Baues waren von fleißigen Händen bereits fortgeräumt; was noch irgendwie brauchbar war, stand wohlgeordnet, und ein neues Haus, bescheiden und schlicht, aber auf festem Untergrund, war nahe daran, sein Richtfest zu feiern.

Die Eindrücke einer mehrwöchigen Fahrt seien hier erzählt. Kurz, viel zu kurz war mein Aufenthalt, und doch wurden mir Einblicke in manche Dinge gewährt, die der Fremde sonst kaum zu sehen bekommt.

Dank euch dafür, ihr deutschen Brüder im Lande der Gottesritter!

So möge denn dieses Büchlein hinausziehen und dem deutschen Mutterlande künden vom Kampf der Balten um ihre Heimat und ihr Volkstum, und ihm zeigen wie unrecht die Esten

getan haben, diese hochgemuten Menschen nur deshalb, weil sie Deutsche sind, wirtschaftlich zu verderben.

Noch einmal lasse ich all die schönen Tage an mir vorüberziehen, noch einmal laßt mich euch allen, die ihr mich geführt und gastlich aufgenommen habt, zum Dank die Hand schütteln für all eure Liebe.

Heil euch!

## Reval

Es ist ein eigenartiges Stück Deutschland, das aus den Fluten des Finnischen Meerbusens zu wunderbarer Blüte emporsteigt. Ich sage ein Stück Deutschland, denn so sehr seit Peter des Großen Zeiten der Osten versucht, den deutschen Charakter dieser Stadt auszulöschen, so wenig ist es ihm gelungen. Von nun an wird er wohl keine Fortschritte mehr machen können, denn der junge Estenstaat will nichts mit dem Osten zu tun haben, wie schon seine starke politische und wirtschaftliche Hinneigung nach dem Westen zeigt. Dänen, die Gründer, und deutsches Bürger- und Rittertum haben der Stadt den Stempel aufgedrückt, den sie nicht verlieren wird; die Wesenheit dieser Perle der Ostsee ist n o r d i s c h. Wie dumm und unharmonisch wirken die plumpen Zwiebeltürme der orthodoxen Russenkirche mit ihren vergoldeten Dächern neben der herben Gotik der deutschen Kirchtürme und der reckenhaften Wucht der Bastione. Wohl haben die Vorstädte, die man durchschreiten muß, um aus dem heute recht leeren Hasen in die Altstadt zu gelangen, keinen deutschen Charakter, da sie viele Holzhäuser aufweisen, wir dürfen auch

nicht vergessen, daß das Baltikum schon in die Zone des Holzhausbaues gehört, in dem unsere germanischen Vorfahren Meister waren. Die 204 Jahre dauernde Herrschaft des russischen Zarentums über dies nordische Land haben aber doch viele Merkmale hinterlassen, die nicht leicht zu verwischen sind. Die Esten müssen vielmehr noch lange an sich arbeiten, wollen sie sich wirklich von dem russischen Einfluß frei machen.

Doch ich will von deutschem Leben künden, das innerhalb der noch gut erhaltenen Stadtmauern Revals blüht. Der Transport reichsdeutscher Ferienkinder, den ich nach Reval geleitet hatte, sollte in dem Schwarzhäupter-Haus „verteilt“ werden, und so schritt ich denn, geführt von meinen baltischen Freunden, zunächst diesem Hause zu, das ein großes Stück Revaler Geschichte gesehen hat und heute berufen ist, die völkische Organisation des estländischen Deutschtums in sich zu bergen und einer der gesellschaftlichen Sammelpunkte des Deutschtums zu sein.

Das Schwarzhäupter-Haus in der Langgasse Revals ist das Gildehaus jener etwa um das Jahr 1400 gegründeten Vereinigung junger, un-

verheirateter, waffenfähiger, meist aristokratischer Kaufleute, die sich dem Heiligen Mauritius, dem legendären Mohrenfürsten, weihten und in den baltischen Provinzen eine große Rolle spielten. Gilden gab es im alten Reval eine ganze Reihe, so war eine dem heiligen Knut, die Kanutigilde, und eine dem heiligen Olai, die Olaigilde, geweiht — ein auch heute noch lebendiges Zeichen der im 13. und 14. Jahrhundert bestehenden Dänenherrschaft. Ferner gab es die Große- oder Kaufmannsgilde, eine Schiffer-, St.-Gertrud- und Tafelgilde. Diese Gilden waren Körperschaften, teils zur Vertretung der Standesinteressen, teils zur Ausübung irgend eines wohltätigen Zwecks. Sie alle besaßen schöne Häuser, die auch heute noch eine Zierde Revals sind, die aber von den Esten ohne jeglichen Grund eingezogen wurden, lediglich um das deutsche Bürgertum zu treffen. Nur das Haus der Schwarzhäupter und das der Olaigilde, das neben dem der Schwarzhäupter steht, konnten dem Deutschtum gerettet werden, und sie sind nun zusammen das „Deutsche Haus“, in dem der „Verband der deutschen Kultur- und Wohltätigkeits-Vereine“ und seine Zweigorganisationen ihre Geschäfts- und Klubräumlichkeiten haben.

Die alten Gilden hatten eine streng ständische Verfassung, ja, man kann sagen, in ihnen hat mit der Zeit ein ungesunder Kastengeist die schönen Ideale überwuchert. Wir dürfen freilich nicht unsere Zeit mit den früheren Jahrhunderten vergleichen. Die Schwarzhäupter ebenso wie die Mitglieder der anderen Gilden hatten eine gewisse Autonomie. Verpflichtungen, besonders militärischer und charitativer Art, die bei den schweren Zeitläuften der Erhaltung des Volkstums von allergrößtem Nutzen waren, waren ihnen durch strenge Satzungen auferlegt. Dieser opferbereite Geist ist in den alten Gebäuden wohnen geblieben, während der Kastengeist verschwunden zu sein scheint, denn heute finden sich alle Deutschen in diesen Räumen zusammen, und was mir vergönnt war, hier zu erleben, das gibt Kraft und Mut für lange Zeit. Die nimmermüde Arbeit, die hier geleistet wird, jeden, auch den geringsten Baustein des zertrümmerten Deutschtums sorgfältig zu einem neuen, zwar nicht mehr prunkvollen, dafür aber um so festeren Gebilde zusammenzutragen, läßt das Beste hoffen. Die sinnige, feine Fröhlichkeit, die an Festtagen hier lebt, trägt zur Stärkung des Deutschtums sehr viel bei.

Einer der wenigen deutschen Kreuzer, „Thetis“, der uns von unserer herrlichen Flotte geblieben ist, war mit mir am gleichen Tage in Reval angekommen. Offiziere und Mannschaft waren von der deutschen Gesellschaft zu einem zwanglosen Bierabend in die vornehmen Räume des Schwarzhäupter-Hauses geladen worden. Ich hatte viel von der Zugeknöpftheit der Balten und ihrem Standesdünkel gehört — hier habe ich von einem solchen, falls es je einen gegeben hat, nichts, aber auch rein gar nichts gemerkt, und darüber habe ich mich, der ich zufolge meiner Abstammung durchaus demokratisch fühle, ungeheuer gefreut. Die jungen Damen mit gräflichen und freiherrlichen Namen tanzten flott mit den Matrosen und unterhielten sich angeregt mit ihnen; die älteren Männer und Frauen, die große Stellungen innegehabt haben, bemühten sich mit rührender Freundlichkeit und Aufmerksamkeit um die Brüder aus dem Reich. Das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft schien mir auch herzlich zu sein.

Es wird im Reich so viel von Volksgemeinschaft geredet und geschrieben, und doch herrscht das Wort „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!“ An diesem

Freudentag merkte man die Segnungen eines tief im Herzen wurzelnden Gemeinschaftsgefühls, und die jungen Reichsdeutschen haben dies auch empfunden und gewürdigt. Wie wichtig sind doch für die Vertiefungen wahrhaft völkischen Denkens solche Auslandsreisen reichsdeutscher Schiffe.

Doch ich will nicht schönfärben. Auch innerhalb des estländischen Deutschtums gibt es selbstverständlich Meinungsverschiedenheiten. Bei so ausgeprägten Charakteren wäre es anders auch nicht denkbar. Die durch diese Verschiedenheiten ausgelösten Kräfte werden aber in den meisten Fällen zu gegenseitigem Antrieb verwendet und bringen das Deutschtum vorwärts. Wir im Reiche könnten daraus sehr viel lernen, und wenn es nach mir ginge, so gäbe es ein Gesetz, daß jeder Volksvertreter, der im Wallothause über das Geschick des deutschen Volkes bestimmen soll, eine Zeit das Auslandsdeutschtum studieren müßte, um hier zu lernen, was nationale Einigkeit dem Feinde oder Gegner gegenüber bedeutet. Ich glaube, selbst Crispian hätte sich sein frivoles Wort über ein Vaterland Deutschland, das er nicht kennen will, wohlweislich überlegt.





Domkirche in Reval



An der OlaiKirche in Reval

Des Schwarzhäupter - Hauses Prunkräume bergen seltene historische und künstlerische Schätze, so einen Flügelaltar aus der Schule Hans Memlings und eine Reihe von Kaiserbildern, vor allem eine Sammlung von Silberpokalen, deren Großartigkeit ihren Weltruf begründete und die die Trinkfreudigkeit der früheren Geschlechter veranschaulichen.

\*

Am lohnendsten ist der Gang hinauf auf den Domberg, auf dem neben dem alten Gotteshaus — vor kurzem wurde es dem Deutschtum schnöde geraubt — und der noch gut erhaltenen Ordensritterburg, die heute als Strafanstalt benutzt wird, eine große Anzahl vornehmer Häuser steht, die früher den estländischen Standesherrn als Winterwohnung dienten, heute zum größten Teil aber die verschiedenen Ministerien, Gesandtschaften und Konsulate beherbergen. Auf dem Domberg hat der Staatsälteste seine Wohnung, und hier steht auch das Parlament.

Zuerst jedoch kommen wir zur Nicolaikirche. Der gelehrte Herr Stadtarchivarius ist mein Führer, und ich will ihm hier für die anregenden

Stunden, die ich mit ihm verbringen durfte, danken. Über den Lindenbestandenen Kirchhof, an altertümlichem Gemäuer vorbei, führt uns der Weg zum Gotteshaus. Kirchenkühle umfängt uns. Die Reformation war in den Ostseeprovinzen von erregten Kämpfen begleitet, da es die Herren Bischöfe toll getrieben hatten. Bilderstürmer waren im Jahre 1527 auch im Baltikum am Werk, denen die Nicolaikirche jedoch durch die Besonnenheit ihres Kirchenvormundes Heinrich Busch entging. Die Kirchenschätze, so insbesondere die schönen Altäre, wurden gerettet und entzücken noch heute den Kunstfreund. An den Wänden hängen reichbemalte Wappenschilder. Die wertvollsten Kunstwerke sind die holzgemalte Kanzel, ein Totentanzgemälde und ein Flügelaltar, der aus dem 14. Jahrhundert stammt und wahrscheinlich kölnische Arbeit ist. Der Boden ist mit Grabsteinen bedeckt, die reichen bildhauerischen Schmuck aufweisen. Es ist zu wünschen, daß die wertvollsten Stücke so schnell wie möglich gehoben werden, denn jeder Schritt weßt sie ab, und schließlich vergehen diese Dokumente aus alter Zeit. Die Bildschnitzer haben hier seltene Meisterwerke ihrer Kunst hinterlassen. Das

Gestühl der Schwarzhäupter ist einzigartig in seinem tiefen sonoren Braun.

Zwischen alten Häusern, die entzückende Winkel bilden, windet sich die lange Treppe hinauf in die Oberstadt, auf den Domberg, die an die Treppe in Hermannstadt in Siebenbürgen erinnert. Wir sind oben angelangt. In der Mitte der Dom. Schlicht, hehr und urdeutsch, von Linden umrauscht auch er.

Mein Führer verwickelt mich in ein lehrreiches Gespräch über Organisationsfragen des Auslandsdeutschtums und schiebt mich dann durch eine Pforte vor in die Sonnenhelle. Welch ein Ausblick! Steil fallen die alten Festungsmauern hinab in die Tiefe, und unter mir liegen der Hafen und die Weite des Finnischen Meerbusens, der im Grau des Horizonts das Land der Tausend Seen ahnen läßt. Nun erst verstehe ich dies stolze Baltengeschlecht recht, und weshalb es sich so fest in dem oft allzu kargen Heide-land verkrallt hat. Es ist die nordische Schönheit, die sich vor uns hier auf- tut; nicht Lieblichkeit und Weichheit der Form, für die wir so lange geschwärmt haben. Es ist eine herbe Schönheit, dies Nordland, mit seiner Weite

und seiner See, die trotzige Männer und kernige Frauen erfordert.

Dom Estentum und seinen Errungenschaften hatte ich bisher nicht viel gesehen, es sei denn, daß Straßenschilder und -Aufschriften nur in dieser der Welt unverständlichen Sprache verfaßt sind. Wir gingen ins Parlament. Ein neuer Bau. Duster, gedrückt, aber nicht unschön ist das Äußere und auch die Vorhalle und das Treppenhaus, um so interessanter der noch nach Firnis und Farbe riechende Sitzungsaal. Es ist, wie mir mein Führer sagt, freilich nicht estnisch, sondern finnisch Stil. Die Wände in einem tiefen Graublau, die Decke in leuchtendem Gelb und mit Weiß abgesetzt. Ein Fries aus weißen Kugeln läuft um den Saal, und überkantet und sich schneidend wölben sich gelbe Rippen von Wand zu Wand. Ich habe lange Zeit in diesem Saal gestanden und mich gefragt: „Ist dies nun schön oder unschön.“ Eine Antwort konnte ich mir kaum geben. Jedenfalls ist die Art originell, und das ist auch schon etwas wert.

Aus der Traditionslosigkeit hinaus in die Tradition, ins Archiv des Rathauses. Das Rathaus ist ein herber, einfacher, gotischer Bau, von einem schlanken minarettartigen Turm über-

ragt. In den berühmten Rathausaal, in dem viele wichtigen Beschlüsse gefaßt wurden, und manch Humpen voll feurigen Südweins in die stets durstigen Kehlen rann, konnte ich nicht hinein; — die neuen Herren tagten soeben. Welch köstliche Stücke alter deutscher Stadtgeschichte sind im Archiv sorgfältig verwahrt, doch noch nicht genügend wissenschaftlich ausgewertet. In einer mächtigen Lade werden die Privilegienurkunden gehütet, die die Stadt von Dänen, Schweden und Russen erhalten hat. Die prachtvollsten und größten Siegel führten die Russen, und diese achteten deutsches Städterecht am wenigsten. Die älteste Urkunde, die hier gezeigt wird, stammt aus dem Jahre 1237 und ist ein Brief des päpstlichen Legaten an das St.-Johannes-Spital. Am höchsten geachtet sind wohl die Briefe Martin Luthers, die er seiner „treuen Stadt Revale“ schrieb. Überaus wertvoll sind die alten Handels- und Kaufmannsbücher, und es ist höchst bedauerlich, daß sich die akademische Jugend nicht viel mehr mit ihnen befaßt, liegen doch in diesen Büchern die Doktorarbeiten so greifbar nahe.

Der Herr Stadtarchivar, der hier in seinem Reich mit leuchtenden Augen seine Schätze aus-

breitete, bat mich, die reichsdeutsche akademische Jugend auf diese Sammlung aufmerksam zu machen. Mehr als 300 000 Nummern hat dies Archiv, eine nur selten übertroffene Zahl!

Warum kümmert sich die reichsdeutsche Wissenschaft so wenig um das Auslandsdeutschtum? Der tätowierte Hinterteil eines Papua, oder die Wollusttänze des Bunduordens in Liberia sind natürlich viel interessanter, als alte deutsche Auslands Geschichte. Ist es nicht beschämend für die reichsdeutsche Wissenschaft, daß sie sich der Auslandsdeutschen so wenig erinnert, wo sie doch F ü h r e r i n sein sollte?

Der Olai kirche ragender, riesiger Kirchturm, der fünft höchste der Erde, steilt sich vor uns auf. Er und der Recke unter den Festungstürmen, der „lange Hermann“; sind so recht die Wahrzeichen dieser Stadt, in der ein streitbares Christengeschlecht deutsche Ostwacht hielt.

\*

Heute muß das Revaler Deutschtum seinem Leben einen neuen Inhalt geben. Früher waren die Großgrundbesitzer nur gelegentlich in Reval, im Winter, wenn sie in ihren feudalen Häusern



rauschende Feste gaben und den reichen Gewinn ihrer Fluren und Felder ins Rollen brachten. Heute sind diese Menschen „enteignet“, drücken sich in schwierigsten Verhältnissen herum und müssen ihr tägliches Brot mühsam verdienen. So weit es ging, haben sie in den deutschen Handelshäusern, Banken und Fabriken Beschäftigung gefunden, oder auch aus eigener Kraft aus den geretteten Trümmern ihres Vermögens sich ein neues Lebensschifflein zurechtgezimmert. Nur wenige von denen, die der Heimat treugeblieben sind, gingen unter. Die meisten haben sich durchgebissen. „Deklassierte“ habe ich keine gesehen! Das ist das Wesentliche. Es wird vielen unheimlich schwer gefallen sein, Dienende zu werden, wo sie früher geherrscht haben. Innerlich haben sie sich nicht erniedrigt, sie sind auch heute noch die trotzigsten, aufrechten Edelmannen, die sie waren, seien sie nun kleine Bankbeamte oder Handwerker. Der seelische Gewinn dieser Besiegung des Äußereren wird sich erst später zeigen.

\*

Wir fahren mit einem der vielen kleinen Autobusse, die jetzt die alten Straßen beleben,

hinaus in den weiten Park, den Peter der Große zu Ehren seiner Gemahlin Katharina anlegen ließ. Glitzernd liegt die Sonne über dem stahlblauen Meer. Möwen huschen hin und her, und braungebrannte Menschen tollten auf dem goldig glitzernden Sande. Der Park strömt köstliche Wohlgerüche aus, in die sich die salzige Seeluft reizvoll mischt, und aus dem satten Grün der alten Parkbäume leuchten in schimmerndem Weiß die Mauern des einstigen Kaiserpalastes und die Villen der Reichen.

Auf der anderen Seite der Stadt dehnt sich die Heide, oft unterbrochen von kleinen, düsteren Kieferbeständen und umsäumt von der Bucht, an deren Gestade viele kleine Badekolonien ein fröhliches Leben führen. Alles wohnt „am Strand“, in einfachen, kleinen Holzhäusern, in denen eine spartanische Einfachheit herrscht und köstliche, wohltuende Ruhe. Keine Strandpromenade, Reunions und sonstiger moderner Unsinn, nur Natur!

Inmitten eines Kiefernwäldchens steht auch die letzte große deutsche Kultureinrichtung, die die Esten noch nicht „enteignet“ haben, die dem allgemeinen Wohle dienende Irrenanstalt, ein musterhaft geleitetes Krankenhaus, das jeder

westlichen modernen Großstadt Ehre machen würde. Wie lange wird es dauern, bis auch diese Warte deutscher Kultur dem Deutschtum aus der Hand genommen ist?

Hier saß ich, fern der Stadt, mit einem der Ärzte, der neben seinem schweren Beruf ein vielbelesener Historiker und eifriger Forscher ist, auf der Deranda in der hellen Sommernacht, einer jener geheimnisvollen Weißen Nächte, in denen die Sonne kaum untergeht. Ein ganz merkwürdiges Gefühl beschleicht den Menschen, der eine dieser zauberhaften Nächte durchlebt hat. Bis nahe an die Mitternacht heran ist es hell und kaum taucht die Sonne im Meer unter und küßt den Domberg mit ihren letzten Strahlen, so schießt sie auch schon wieder, dem Meere entsteigend, jubelnd ihre Strahlenbündel hinaus in die Welt.

Doch ich habe nun lange genug in Reval geweilt. Ich will hinaus ins Land und dort all das sehen, was an deutschen Werten zerstört wurde, durch übelwollen, durch Habgier, Chauvinismus und falsch aufgefaßte Demokratie!

## Die Enteigneten

Wir führen durchs Heidefeld. Die dunklen Wälder standen stumm zwischen den Moränen, grau hing der Himmel über den Wiesen, auf denen schwarzweißgeflecktes Milchvieh träge sein Futter suchte. Die Kleinbahn kroch langsam zwischen Sand und Wiese, bis sie bei einer Station mitten im nordwestlichen Estland halt machte. Wir stiegen aus und fragten, ob jemand von der Familie von B..., deren Gut ich besuchen wollte, anwesend sei? Der Bahnbeamte zeigte uns ein Gefährt, mit dessen vor der Eisenbahn scheuendem Gaul sich eine junge Dame abmühte. Ein solches Gefährt hatte ich noch nie zu Gesicht bekommen, obwohl ich fünf Kriegsjahre hindurch in allen möglichen Gegenden Europas auf allen möglichen Vehikeln gereist war. Ein galizischer Panjewagen ist eine Staatskarosse dagegen. Wir gingen heran und stellten uns vor. Die junge Dame — eine Baroness mit berühmtem Namen, Studentin in München — versorgte im Sommer ihrem Vetter die Kühe und hatte die Milch an die Bahn gefahren. — „Jagdwagen, Landauer gibt's keine mehr, da müssen die Herren schon mit der

„Brettbrofche“ vorlieb nehmen.“ Im Reitzig thront man auf dem Gefährt, den Koffer stellt man vor ſich und dann malen die Räder langſam durch den Sand, der alte, etwas klapprige Gaul tut ſein Beſtes, und mit viel Hüh und Hott ſchafft er in anderthalb Stunden die ſechs Kilometer, die bis zum Gut R . . . führen. Am Wege ſtehen einige Neubauten. Kleine, ärmliche Häuſchen mit einem kleinen Verſchlag, dem Stall — Siedlungshäuſer, im Umkreis etwas aufgekrakte Erde, aus der kümmerliche Kartoffeln zaghaft wachſen, ein wenig Gerſte, Kohl und Grünzeug. Dann unendlich viel Brachland, Heide, Weide, Moraft, Wiefe, Wald. Ein großes, eingefriedetes Ackerſtück, einige mächtige Bäume, dahinter ein ſtattliches, in normanniſchem Stil gehaltenes Herrenhaus. Die Fenster mit Brettern zugeſchlagen, das Dach ſchadhaf, der Garten verwildert. „Dies Gut gehörte früher meinem Oheim — jetzt wird es von einer Beamtengruppe „bearbeitet“. Es ſieht noch recht gut aus.“ Der Hederich überwiegt den Roggen, der armſelig zwiſchen dem Unkraut ſein Leben friſtet, aber die Kartoffeln ſind ganz ſchön. — Die Eintönigkeit des nordiſchen Holzzaunes, der unverdrossen neben uns herläuft, fängt an, mich

nervös zu machen. Dann erblicken wir den hohen Schornstein einer Brennerei und zwischen ehrwürdigen Bäumen, umgeben von einem kleinen See und schönen Garten, das Herrenhaus und die Wirtschaftsgebäude.

Herzlich begrüßte uns die Gutsherrschaft, und ich werde wie ein alter Freund gleich neben den leise summenden Samowar gesetzt und erhalte treffliche Akzung nach langer Fahrt. In Estland bekommt man bei Reisen über Land, besonders auf der stets rüttelnden und schüttelnden Brettdroschke einen geradezu gefährlichen Hunger!

Nachdem man so von diesem und jenem geplaudert hat, beginne ich meine Fragen zu stellen, und ich werde von allen Seiten in die Herrlichkeiten „bodenreformerischer“ Gesetzesarbeit und ihre Praxis eingeweiht.

Am 10. Oktober 1919 schuf Estland ein Agrarreformgesetz, durch das von dem gesamten Areal von 3 834 419 Deßjatinen (1 Deßjatine = 1,09 Hektar) 1 867 208 Deßjatinen enteignet wurden, die den Großgrundbesitz bildeten. Zu den vorhandenen 74 000 kleinbäuerlichen Betrieben, die insgesamt einen Grundbesitz von 2 121 000 Deßjatinen ausmachten, sollten noch

einige tausende neuer Bauernstellen geschaffen werden.

Das Gesetz ordnete, kurz gesagt, folgendes an: Enteignung sämtlicher Großbesitze mit landwirtschaftlichem Inventar, Häusern, Vieh und auch landwirtschaftlichen Industriebetrieben, wie Brennereien und Mühlen. Eine Ausnahme bilden nur die Großbesitze der Kommunen, sowie wohlthätiger und wissenschaftlicher Anstalten. Wälder wurden ausnahmslos verstaatlicht. Die Hypotheken-, Real- und sonstigen Lasten, die auf diesen Besitzungen stehen, wurden entschädigungslos aufgehoben. Ein zukünftiges Sondergesetz wird die Entschädigung der Großgrundbesitzer regeln. In 28 kurzen Paragraphen ist diese Agrarrevolution — denn von einer Reform kann keine Rede sein — festgehalten, und nach ihr wurde seit 1920 gehandelt. Der gesamte, einst deutsch-baltische Großgrundbesitz ist bis zum Juli 1924 zerschlagen worden. Es befindet sich kein einziges Gut mehr in den Händen seiner ehemaligen deutsch-baltischen Besitzer, und nur wenige werden noch von diesen als Angestellte des Staates für irgendeine Anstalt bewirtschaftet. Auch der ausländischen Besitzern gehörende Grundbesitz wurde

enteignet. Alle betroffenen Staaten haben entschieden gegen diesen Raub Einspruch erhoben mit dem Erfolg, daß die Güter zurückgegeben wurden. Nur Deutschland hat versagt, denn siebzehn, Reichsdeutschen gehörende Güter wurden genau so wie die deutsch-baltischen enteignet.

Das Reich hat bisher die Belange seiner Staatsbürger kaum wahrgenommen, obwohl es sich um nahezu 250 000 Morgen Land handelt.

Das verstehe der Teufel, mir ist's unverständlich.\*)

Doch mich interessierte hauptsächlich der landgefessene deutsch-baltische Großgrundbesitzer und wie er sich mit dem traurigen Lose abfindet, sein Vermögen durch derlei „Reformen“ zu verlieren.

Bodenreform!? Der eifrigste Kündler der modernen Bodenreformlehre, Adolf Damaschke, den ich hoch zu verehren alle Ursache habe, sieht in seiner Lehre, in der Bodenreform, eine soziale Versöhnung. Dieser tiefe ethische Wert, den die beiden Gracchen das erste Mal

---

\*) Vielleicht kümmert sich einmal einer der vielen hundert Reichstagsabgeordneten darum — solange den Auslandsdeutschen noch keine Vertretung im Reichstag zusteht.

Ludwig Finckh.



mit hoher Begeisterung, und nach ihnen alle, die für die Heiligkeit der Mutter Erde eintraten, in ihren Reformvorschlägen versuchten, fehlt in der estnischen „Bodenreform“ so gut wie ganz. Zwar behaupten die Esten, so vor allem der sehr geschickte G. E. Luiga, der über die geschichtlichen Ursachen und sozialpolitischen Auswirkungen der „Bodenreform“ ein Büchlein in deutscher Sprache geschrieben hat, daß die Ritter den Esten den Boden geraubt hätten, den heutigen Großgrundbesitzern also kein Unrecht geschehen sei, wenn man ihnen den Boden wieder fortgenommen habe. Die Eroberung des Landes durch die Deutschen ist vor 700 Jahren erfolgt. Mehr braucht zur Entkräftung dieses Geredes kaum gesagt zu werden. Wo gibt es in der Geschichte einen Fall, daß man Menschen deshalb ihres Besitzes beraubt, weil vor Jahrhunderten einmal dieser Boden mit dem Schwerte in der Hand von den Vorfahren der heutigen Besitzer erobert wurde. Es ist durchaus müßig, gegen solches Gewäsch ankämpfen zu wollen. Als die Ritter das Land nahmen, war es ein wenn auch nicht wüstes Morast- und Urwaldland, so doch ein kaum kultiviertes Gebiet, dem sie die Kultur brachten, und in das sie 700 Jahre hindurch ihre

besten Kräfte hineinsteckten, um es zu kultivieren. Die Esten wären dazu nie imstande gewesen. Sie können das Land ja heute noch nicht bewirtschaften. Der einzige Vorwurf, der die Ritter trifft, ist der, daß sie nicht deutsche Bauern ins Land gebracht haben. Diesem Versäumnis ist es zuzuschreiben, daß es überhaupt eine baltische Frage gibt. Wäre eine Besiedlung durch deutsche Bauern bereits im Mittelalter erfolgt, dann wäre hier Deutschland!

Wie sieht nun die Praxis dieser Agrarrevolution aus.

Die Güter sind in Parzellen geteilt worden, die verschieden groß sind und demnach nach verschiedenen Gesichtspunkten ausgegeben werden. Es erhalten aber nicht nur solche Menschen Land, die mit der Landbestellung vertraut sind, sondern auch alle möglichen Beamten, Offiziere und so weiter, die sich um den neuen Staat verdient machen, und die dann ihr Land zumeist verpachten. Dies ist schon ein Verstoß gegen den Gedanken einer gesunden Bodenreform; denn nur der sollte Land besitzen, der es auch selbst bebaut.

Der größte Teil der Parzellen wurde den Siedlern zugewiesen. Der eine hatte Glück und bekam ein gut kultiviertes Stück aus dem besten Teil des Herrschaftsackers, der andere wieder mußte sich mit kargem, sandigen Neu-land begnügen. Zwar sind Feld, Wiese und Weide nach der Güte gesondert, und dieser entsprechend die Parzellen größer oder kleiner, um so einen Ausgleich zu schaffen, doch wird im ganzen Lande über die P r o t e k t i o n s w i r t s c h a f t geklagt. Das eine ist sicher, daß von den vielen tausend Siedlern, die das Herrenland auseinandergerissen und das lebende und tote Inventar unter sich aufgeteilt haben, kaum einige hundert auch nur einigermaßen vorwärtskommen.

Das ist der Fluch der bösen Tat!

Estland vergeudet seinen Boden, seine Naturschätze und seine fähigsten Menschen in geradezu unverantwortlicher Weise, lediglich weil seine heutigen Führer verblendete Chauvinisten sind, die die Deutschbalten nicht an die Stelle zurücksetzen wollen, auf die sie gehören. Wenn man dies alles nicht mit eigenen Augen gesehen hat, so kann man sich die täglich sich wiederholenden Unzuträglichkeiten, die solche Verhältnisse mit

sich bringen, nicht recht vorstellen. Fast jeder Erste klagt über seinen Staat, der Siedler, der Bauer, der Bürger, der Beamte, ja selbst das Staatsoberhaupt. Die allermeisten haben bereits eingesehen, daß die brachliegenden deutschen Kräfte ihnen gewaltig helfen könnten. Der Neusiedler, der auf einer Parzelle Landes sitzt, das seinem ehemaligen Gutsherrn gehörte, kommt ständig zu diesem und fragt ihn um Rat, denn das „Denken ist doch die schwerste Arbeit“. Soll der Baron ihm den Rat verweigern?

„Wir mußten den Boden nehmen, Herr, sonst hätte ihn ein Fremder genommen. Wenn aber andere Zeiten kommen, so geben wir ihn wieder zurück, denn wir haben als Knechte besser gelebt!“ Dieser Ausspruch ist stereotyp! Jeder enteignete Grundbesitzer hat ihn von seinen ehemaligen Knechten schon zu hören bekommen.

Der einstmals schöne Viehbestand des Landes ist so gut wie vernichtet, denn jeder Siedler durfte sich auswählen, was ihm gerade paßte. Da er kein Geld hatte, wanderten die Zuchttiere bald zum Fleischer, und die Rassepferde verkamen vor dem armseligen Pflug des neuen Herren und taumeln jetzt als Klepper über die

Landstraße. Das tote Inventar wurde verschleppt, die Spiritusbrennereien verkommen (was an und für sich kein Unglück wäre), die Mühlen stehen still, denn es gibt nur wenig Getreide, da das Land, das früher Getreide ausführte, jetzt Mehl einführen muß, um leben zu können.

Nur sehr wenige Siedler hatten genügend Kapital, um die Wirtschaft aufzubauen. Für diese ist die Bodenreform ein Segen, aber diese wenigen hundert hätten aus dem Land, das der Großgrundbesitz freiwillig angeboten hatte, reichlich mit Land bedacht werden können, und es wären auch noch viele Zehntausende von Hektaren übrig geblieben für die Soldaten, die das junge Staatswesen tapfer gegen den Bolschewismus verteidigt haben, und die um Land baten. Der auf diese Weise verkleinerte Großgrundbesitz hätte weiter für diese Bauern Lehrmeister sein können. Doch das wollte man nicht. Der Deutsche mußte enteignet werden, nicht um etwa ein freies Estenvolk erstehen zu lassen, sondern ein verärgertes Kleinbauernproletariat, das nie hochkommen wird.

Wie steht's nun um den Enteigneten selbst? Viele haben sich im Boden ihrer Väter ver-

krallt und lassen nicht von ihm; ihr heldenhaftes Ausharren ist großartig. Ein Teil der ehemaligen Großgrundbesitzer hat auch Land durch die „Reform“ erhalten, ein, zwei Parzellen, z. B. als Krieger gegen die Bolschewisten. Manchmal waren die Verteiler so einsichtsvoll und anständig, die Herrenhäuser bei dieser Parzelle zu belassen, selbstverständlich gegen eine hohe Pacht und nur immer von Fall zu Fall auf e i n Jahr. Mancher ehemalige Knecht hat seinem früheren Herrn die durch die Reform erworbene Parzelle zurückgegeben und arbeitet nun wieder als Knecht. Nominell bleibt er zwar Besitzer seiner Parzelle. Diese Menschen — mein erster Gastgeber war auch ein solcher — werden sich im Laufe der Jahre wieder hocharbeiten, wenn sie auch nie ihren ehemaligen Wohlstand erreichen werden. Die ganz von Haus und Hof Vertriebenen haben aber ein unendlich schweres Leben zu durchkämpfen.

Die meisten Güter jedoch wurden so verteilt, daß der ehemalige Besitzer das Herrenhaus und die Wirtschaftsgebäude nicht behalten konnte, oder ihm nur einige Zimmer belassen wurden. Solange diese Gebäude benutzt werden, bleiben sie erhalten. Eine große Zahl von Gutshäusern

und Wirtschaftsgebäuden wird nicht benutzt und zerfällt.

Auf meinen weiteren Fahrten durchs Land habe ich ganz grauenhafte Folgen dieser herrlichen Reform gesehen. Wundervolle alte Schlösser zerfallen langsam. Im Prunksaale stehen die Kühe auf dem Parkettboden, und der vergoldete Stuck fällt langsam von der Decke. Die Gobelins sind schon längst zu Vorhängen oder Kleidern verarbeitet. In den riesigen Stallungen, in denen früher Hunderte von Mastochsen standen, wohnt das öde Grauen, die Dächer sind abgedeckt, und nur Ratten treiben ihr Wesen. Die Fischteiche sind Schlammpfuhle geworden, denn die „Fischer“, die mit Handgranaten arbeiten, haben die Brut zerstört. Das Wild in den Wäldern ist schon längst abgeknallt, und in den Friedhöfen, in denen seit Jahrhunderten die Herrschaften beerdigt wurden, weidet das Vieh und entweißt die geheiligten Stätten.

Hätte man die Gutsbesitzer totgeschlagen, es wäre in mancher Beziehung christlicher und menschlicher gewesen. Jeden Tag diese Menschen auf die Folter zu spannen, ihnen immer wieder das Versprechen zu geben, „in dieser Landtags-

Session kommt das Entschädigungsgesetz ganz bestimmt heraus“, sie ständig hoffen zu lassen, daß sie vielleicht doch noch ein Stück Bodens, mit dem das Geschlecht seit Jahrhunderten verwachsen ist, zu eigen zurückerhalten können, damit sie wieder seßhaft werden, und dann am Ende der Session mit einem Achselzucken zu sagen „es war keine Zeit“ — ist ein Zynismus sondergleichen, der sich am Estenvolk, das sonst recht viele sympathische Eigenschaften hat, bitter rächen wird.

Manch ein Edelmann hätte durch Verkauf seiner Möbel, seiner Schmucksachen und sonstigen nicht enteignungsfähigen Privateigentums genügend Geld in die Hände bekommen, um dem Lande den Rücken zu drehen. Die die Revolution im Lande erlebten, sind so gut wie alle geblieben und sie sind heute inniger denn je mit dem Boden, dem letzten Häuschen, das ihnen blieb, mit einem Stadtgarten oder sonstigem liegenden Besitz verwachsen. Sie wollen nicht weichen. Der alte, trozige Ordensrittergeist ist wieder in sie gefahren, und er wird ihnen Rettung bringen. Die erhabene stolze Tat der im Schlosse von Wenden mit ihren Frauen und Kindern eingeschlossenen Ritter, die sich lieber in



die Luft sprengten, als Jwan dem Schrecklichen in die Hände zu fallen, ist mir bei Betrachtung der Lage öfters eingefallen. Sie haben sich auf den letzten Turm zurückgezogen, der noch zu halten ist, auf das Recht. Bieten ihnen die siegestrunkenen, neuen Herren keine annehmbare Kapitulation, so werden sie diesen Turm sprengen, und die Eruption wird die schwachen Grundmauern des Staates schwer erschüttern.

Estland darf nicht denken, daß die Welt allen und jeden Raub nur deshalb, weil er an Deutschblütigen geübt wurde, gutheißen wird. Es wird mit der Zeit doch noch ein Tribunal geben, vor dem sich die neuen Machthaber werden rechtfertigen müssen.

Die Folgen dieser Methoden sind nicht ausgeblieben. Sie sind: Rückgang der Ernten, Verarmung der Bevölkerung, an Stelle von sozialer Hebung sozialer Niedergang und eine Verschlechterung des Bodens.

Im Sommer 1924 haben die ehemaligen Besitzer dem Staatsältesten eine Schrift überreicht, in der sie ihn an das Sondergesetz erinnern, das die Entschädigung behandeln soll. Gleichzeitig boten sie ihm die Hand der Versöhnung, indem sie sich bereit erklärten, die vom Staate nicht

parzellierten zwei Drittel des enteigneten Bodens als Treuhänder des Staates unter zu vereinbarenden Bedingungen wieder zu bearbeiten.

Ohne Großgrundbesitz kann Estland nicht existieren, dies hat sich in den letzten Jahren gezeigt. Ein ausgesprochenes Agrarland, ist es durch die sinnlose Zerstückelungsmanie in die Lage versetzt worden, Brotgetreide einführen zu müssen. Diese Tatsache sagt genug.

Bodenreform soll sein — aber sie darf erstens nicht den wirtschaftlichen Lebensbedingungen widersprechen, zweitens muß sie vernunftgemäß durchgeführt werden, und drittens — und ich glaube, dies ethische Moment ist das wichtigste — darf sie nicht aus einem Boden des Hasses und der nationalen Verhetzung herauswachsen! Die Esten haben viel gutzumachen. Werden sie es einsehen, ehe es zu spät ist?

## Ein Idyll im Walde

Mein lieber Führer saß vor mir auf der Brettdroschke. Diesmal fuhr uns nicht das frisch-fröhliche Freifräulein, die das Leben mit so viel gesundem Troß zu meistern schien, sondern ein junger estnischer Bursche, einer der wenigen, die ihrem Gutsherrn treu geblieben waren. Wir holperten durch die besonnte Landschaft. Weit und breit kein Mensch; nur selten am Weg ein einsames Gesinde,\*) aus dem kläffend der treue Hofhund herausfuhr und nach unseren herunterbaumelnden Füßen schnappte. Zum Reden hatten wir beide keine Lust. Die unendliche Grüne, die kräftige, herbe Luft, vom jungen Heu mit unsagbar köstlichen Wohlgerüchen erfüllt, glättete die Sorgenfalten meiner Stirn, die von den traurigen Erzählungen auf dem Gutshof herrührten. Aus Weiden und buschbestandenen Wiesen waren wir in einen hochstämmigen Wald gekommen. Erdbeeren reiften am Straßenrand, und bei einer kleinen Rast ließen wir sie uns munden. Ich ging einige

---

\*) Gesinde werden im Baltikum die Bauernhöfe genannt.

hundert Schritte in den Wald hinein. Herrliche Kiefern gleich mächtigen Masten, eine schlanker als die andere und plötzlich — neben dem gepflegten Waldbestand — — — die Verwüstung. Hunderte, Tausende von Stämmen, wild durcheinandergeworfen, als wenn ein Orkan schauerlich gewüthet hätte. Ich habe schon manchen Waldschlag gesehen, doch dort war für gewöhnlich die ordnende Hand des Forstmannes auf jedem Schritt zu spüren, hier aber grinste mir der geldgierige Blick raffsüchtiger Revolutionsgewinnler ins Gesicht.

Mein Begleiter mußte berichten. Ostlands Waldreichtum — einst der Stolz der Großgrundbesitzer, des Landes gut fundiertes Nationalvermögen, wird von der Regierung verschleudert. Tausende von Morgen besten Waldes sind an englische Holzfirmen verhöckert worden, — um die Daluta zu heben, so sagt man dem Volk, — tatsächlich aber um die Taschen der neuen Herren zu füllen. Es wird abgeholzt, wo es gerade paßt, und wie es eben kommt. Alle Regeln und Vorschriften einer vernünftigen Forstwirtschaft werden in den Wind geschlagen; Pfunde, Dollars und Franken regieren, und sie zu erraffen, ist höchstes Lebensziel. Der „Baron“, dem früher

die Wälder gehörten, hat selbstverständlich auch Wald geschlagen, dort wo es gut und notwendig war. Aber er hat gleichzeitig auch immer nachgepflanzt, hat Baumschulen gehegt und Setzlinge gezogen. Seine Förster, auf Hoch- und Fachschulen vorgebildete Männer, liebten wie er den Wald, die heutigen Herren aber haben nur eines gelernt, Raubbau treiben. Das Parlament hat beschlossen, den in früheren Zeiten vorgenommenen Jahresschlag zu verfünffachen, für den Nachwuchs aber wird kaum etwas getan, denn die deutschen Förster hat man gleich ihren früheren Brotgebern davongejagt, und ehemalige Waldhüter versehen nun den Dienst. Holz zu stehlen ist auch keine Schande mehr, „es ist ja unser Wald“, sagt der Erste, und er schlägt, was ihm paßt — erwischt man ihn, so zahlt er den Holzpreis — das ist die einzige Strafe. Es lebe die Revolution! Wenn's so weiter geht, sind die Wälder in einem Menschenalter völlig ausgehauen. Was dann aus dem Lande wird, kann niemand voraussagen. Die deutschen Herren haben den Wald nicht nur gepflegt, weil er ein Kapital war, dessen Wert ständig wuchs, sondern auch deshalb, weil er das Klima des Landes milderte und Wiesen und Felder vor den Winden

schützte. Was gehen die neuen Herren in Reval Felder und Wiesen an?

Es ist traurig, zu sehen, wie ein Volk aus Raffgier und Raffsucht all das zertrümmert, was frühere Herren Gutes und Brauchbares geschaffen haben.

Da liegt im Walde wie eine Hallig ein stattliches Gehöft, das in weitem Kreise von kleineren Höfen umgeben wird. Unser Gaul greift wacker aus. Blondlockige Kinder öffnen das einfache Thor in dem nordischen Zaun, der die Kornfelder umgibt. Wir fahren durch wogenden Roggen, dessen Spitzen sich schon leise gelb färben und halten nach wenigen Minuten im Vorgarten eines echt estländischen „Land-schen Pastorats“.

Ich war es aus meinem elterlichen Pfarrhaus gewöhnt, daß Gäste ein- und ausgingen, daß wir aber das zweite Duzend am Abendbrot-tisch gerade füllen sollten, setzte mich doch einigermassen in Staunen und Verlegenheit. Die Frau Pastorin aber lachte und tröstete mich, das sei nicht schlimm, und außerdem seien eigentlich nur wir richtige Gäste, die andern seien Kinder, Enkel, Verwandte und Freunde. Ich mußte wohl ein recht dummes Gesicht gemacht

haben; denn eben kam aus dem Garten ein gutes halbes Duzend junger Mädchen, barfuß und braungebrannt, mit blonden und braunen Hängezöpfen, herangewirbelt in lustigem Haschen. Sie hatten die beiden fremden Männer zu spät bemerkt und waren ganz Jugend und Lebenslust. Hinter ihnen tollte ein Schwarm putziger Bengelchen und Dirnlein, pausbackig und so herrlich schmutzig und sandbestaubt, daß ich mich am liebsten auch in so einen kleinen Hosenmaß verwandelt hätte, um mich im Sande zu sieheln und Sandtorten im selbstgebauten Backofen zu backen.

„Das ist meine Kochschule“, war die lakonische Antwort, und mit fröhlichem Lachen bat die Frau Pastorin in den Saal, allwo die riesige Abendbrottafel zu stärkendem Imbiß rief. Der Herr Pastor war auch eben angelangt. Ich hatte schon viel von baltischen Pfarrherrn gehört und gelesen. Man weiß bei diesen Männern für gewöhnlich nicht, ob man das Schwergewicht auf den Pfarrer oder den Herrn legen soll, denn sie sind mächtig streitbare und schneidige Diener Gottes. Dieser Typ von Landpastor aber hat mir immer gefallen, denn es sind zumeist Menschen, die ihre Gemeinde tüchtig im Zaum zu halten

verstehen und die, wenn's not tut, mit Gottes Wort und ihren bärenstarken Fäusten die Bauern richtig demütig machen können.

Und der Herr Pastor trat herein. Die Stiefel knirschten und das Auge blitzte, und er drückte mir meine Schreiberhand tüchtig und freute sich, einen Siebenbürger von Angesicht zu sehen, einen Sohn des Dölkchens, von dem er so mancherlei gehört und gelesen hatte. All das Gelächere und Geschwätze war verstummt, und sein schlichtes Gebet neigte die Seele ebenso kräftig, wie nachher die treffliche alte „Kaffee“-mahlzeit mit allen baltischen Genüssen den Gaumen. Es wurde mir in meinem Innern so richtig warm und freudig zumute. Hier stirbt der Deutsche nicht, das hatte ich nun gesehen, weder geistig noch — leiblich.

Dann mußte ich erzählen, und ich tat's von Herzen.

Bald saßen wir in der Laube. Die Papprossi brannten, und der blaue Rauch zog gen Himmel. Die Söhne und Töchter saßen um uns im Kreise, während auf der Wiese die Enkel und Schülerinnen lärmten und sich haschten.

Die Tage von 1905 tauchten auf, als zum ersten Male die Esten und Letten, aufgeheßt von



den Russen, die Deutschen zu erschlagen begannen. Dann erzählte der Pfarrer von der Zeit der deutschen Besetzung im Jahre 1916 und den Tagen der Revolution. Seine Söhne und Schwiegersöhne im Kampf gegen die Bolschewiken, und er daheim bei der vielleicht noch schwereren Arbeit, seine Kirchenkinder zu bändigen und vor Torheiten zu bewahren. Er schien aber ein Mann, der Gottes Wort zu lehren verstand, der seinen Bauern auch in praktischen Fragen als Lehrmeister voranschritt, er der deutsche Pfarrer, ihnen den estnischen Bauern; er der Schwiegervater zweier enteigneter, beraubter Gutsherren und gleichzeitig der Seelsorger derer, die seinen Kindern das Vermögen — — enteignet haben.

Es gehört viel Seelenkraft und tiefstes Christentum dazu, den Weg zu den Seelen dieser Menschen, die seinem Volkstum und seinen Kindern feind sind, zu finden und vom gefundenen Weg in Tagen solchen Erlebens nicht abzuirren. Ich habe wohl Bitterkeit in seinen Worten gefunden, doch keine Verbitterung! „Sie sind verkehrt, ich muß sie auf den rechten Weg führen, das ist meine Pflicht“, waren die Worte des trefflichen Mannes. Das ist auch deutsche Treue! —

Ein milder Abend war auf Flur und Wald herabgesunken. Der Mond glänzte aus den dunklen Kiefern, und leise Nebel stiegen sachte aus den Mooren herauf. Am Klavier saß die Frau Pastorin und spielte den Choral, und vielstimmig klang die alte Melodie durch die stille Nacht.

Wir Wanderer aber wurden in des Gestrengen Amtszimmer auf weichen Daunen gebettet und schliefen wonnig, bis uns Kinderjubiläum am Vormittag weckte. Dann ging's weiter durchs Land.

## Die deutsche Schule in Estland

Wer den Daseinskampf des estländischen Deutschtums genau und eindringlich schildern will, der muß einen Punkt im Leben dieses deutschen Volksplitters ganz besonders hervorheben. Es ist eine alte Wahrheit, daß die Kultur eines Volkes am sichersten ermessen werden kann, wenn man seine Aufwendung für die Volksbildung mit dem Nationalvermögen vergleicht. Dieser Vergleich zeigt uns in Estland (ebenso wie in Lettland bei den dortigen Deutschbalten) ein geradezu staunenswertes Bild. So gut wie allen Volksvermögens beraubt, bringen die 25 000 Deutschen jährlich — wenn auch unter allergrößten Opfern — Summen von kaum verständlicher Höhe auf privatem Wege auf. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens müssen die estländischen Deutschen gegen mehr oder weniger große Schikanen durch das Staatsvolk ankämpfen. Lediglich im Schulwesen lassen ihnen die Esten so gut wie ganz freie Hand, und das sei anerkannt. Diese Tatsache läßt es uns zu, für die Zukunft Freudiges zu hoffen, denn sie beweist, daß die Esten doch nicht ganz dem modernen Moloch „Chauvinismus“ verfallen

sind. Solange noch eine Nation, die als Herr über einer anderen steht, dieser das Recht auf den freien Unterricht ihrer Kinder in der Muttersprache nicht beschneidet, solange hat diese die Möglichkeit, ihre Jugend in der Pflege ihres Volkstums zu unterweisen, so daß sie also national nicht zu verkommen braucht. Das Staatsvolk wird aber dadurch in die Lage versetzt, ehrliche nationale Demokratie zu üben, die sich dann auch auf die anderen Zweige des öffentlichen Lebens überführen lassen kann. Ich möchte diese Hoffnung den Esten gegenüber nicht ganz aufgeben, denn so sie nur ein wenig sachlich zu denken vermögen, müssen sie einsehen, daß das deutsche Element ihnen nur nützlich sein kann, und daß die Anlehnung an deutsche Geistigkeit das gesamte Niveau ihres nationalen Lebens zu heben in der Lage ist, da sie ja so gut wie alles, was sie an kulturellen Gütern besitzen, dem deutschen Volke verdanken. Die Russen haben zwar immer gepredigt, daß die russische Geistigkeit den Esten viel näher läge, ihnen wesensverwandt sei, doch selbst wer nur ganz kurze Zeit mit offenem Auge durch das Land gezogen ist, der mußte erkennen, daß die russische Tünche überall schon in diesen kurzen

Jahren seit 1917 abgesprungen ist. Der Este ist, ebenso wie sein finnischer Vetter — nur nicht so stark — durchaus germanisch beeinflusst und zwar seit wenigstens 1300 Jahren, also gleich vom Anbeginn der Zeit, da er ins Land gekommen ist. Die germanischen Einflüsse waren zuerst gotischen, schwedischen, dann deutschen, dänischen, abermals schwedischen (zur Zeit Gustav Adolfs), und in den letzten 200 Jahren intensiv deutschen Ursprungs (wenn nicht überhaupt germanische Volksteile bereits vor dem Eindringen der Esten hier lebten, was bisher nur angenommen, jedoch noch nicht bewiesen werden konnte). Seit Einführung der Reformation haben diese Einflüsse an Nachdrücklichkeit ständig zugenommen und auch auf den Volkstypus sehr stark eingewirkt, so daß die Gesichter vieler Esten einen durchaus n o r d i s c h e n Anschein haben, wenn auch die estnisch-finnische Mischungsform zumeist zutage tritt.

Im großen und ganzen ist der Este in der Zeit, da die deutsche Ritterschaft für die Erziehung ihrer Landsassen zu sorgen hatte, gut gefahren. Der deutsche Pfarrer und Volksschullehrer hat das estnische Idiom überhaupt erst zu einer Sprache gebildet. Der Russe hat dem

deutschen Ritter die Erziehung seiner Untergebenen nicht aus kulturellen Gründen aus der Hand genommen, sondern lediglich, um die so günstige Gelegenheit, die beiden Nationalitäten gegeneinander auszuspielen, weidlich auszunutzen. Er hat dadurch die Politik in die Schule gebracht und Krankheitskeime in die Volksseele gestreut, deren schädliche Folgen sich jetzt erst bemerkbar machen. Das, was er wollte, das Estentum russifizieren, ist ihm nicht gelungen und zwar deshalb nicht, weil die Esten Protestanten sind. Die Erhaltung ihres Volkstums können sie also vornehmlich dem Deutschtum verdanken, das ihnen den Protestantismus brachte. Dort, wo der deutsche Ritter nicht Herr des Landes gewesen war, also in den südlich des Weipussees von Esten bewohnten Gebieten zwischen Petschora und Pleskau, sind die Esten national fast ganz im Russentum aufgegangen, ebenso wie ihre Stammesvettern im nördlichen Rußland.

Doch ich wollte von der jetzigen deutschen Schule in Estland, ihren Freuden und Nöten, berichten. Der Ukas vom 10. April 1887 ordnete die Einführung der russischen Unterrichtssprache in allen Schulen der baltischen Provinzen an.

In fünf Jahren war das gediegene deutsche Schulwesen restlos vernichtet. Viele Schulen gingen ein, weder die Ritterschaften noch die Städte wollten die verrußten Schulen bezahlen. Aus dieser Zeit der ersten kulturellen, nationalen Not erwuchs die Opferfreudigkeit für Schulzwecke. Schulkreise wurden eingerichtet, in denen man oft auch heimlich die Kinder deutsch unterrichtete. Diese Kreise waren jedoch nur den Wohlhabenderen zugänglich. Der Sohn des armen Mannes mußte in die Russenschule. Daß er seinem Volkstum erhalten blieb, ist lediglich dem deutschen Geist des Elternhauses zu danken gewesen. Die erste russische Revolution brachte neben viel Schlimmem aber auch die Erlaubnis zur Wiedereröffnung deutscher Schulen, Gymnasien wie Volksschulen — der Staat jedoch, dem man Steuern zahlte, entzog sich der Verpflichtung, für das deutsche Schulwesen materiell zu sorgen. Die deutschen Vereine und die Ritterschaften brachten durch freiwillige Selbstbesteuerung die notwendigen Steuern auf. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurden selbstverständlich abermals alle deutschen Schulen geschlossen, oder sie mußten die russische Unterrichtssprache einführen.

Beim Einmarsch der deutschen Truppen wurden die Schulen wieder deutsch. Die deutsche Zivilverwaltung ging sogar so weit, auch in den estnischen Schulen teilweise deutschen Unterricht anzuordnen, was von den meisten Esten übel vermerkt wurde und den Balten, die von diesem Schritte abgeraten haben wollen, in die Schuhe geschoben wird. Es war jedenfalls durchaus verfehlt. Jedes Volk muß immer und zu jeder Zeit das freie Verfügungsrecht über seine Schule haben. Wohnen in einem Staate mehrere Völker zusammen, so darf das Mehrheitsvolk nicht den Fehler begehen, die Minderheit, — die genau so Steuern zur Erhaltung der Staatseinrichtungen bezahlt, wie das Mehrheitsvolk, — um seine nationalen Schulen pressen zu wollen. Es ist dies das größte Verbrechen, das an der Seele eines Volkes begangen werden kann, und solche Verbrechen rächen sich unheimlich. Man sehe das Schicksal Ungarns und Rußlands und vergesse auch das Schicksal unserer Ostmark nicht!

Man läßt heute das Deutschtum in Schulfragen ziemlich in Frieden leben. Dem Staat steht selbstverständlich ein Kontrollrecht der Schulen zu. Ein solches Recht leugnen zu wollen,



wäre Torheit. Solange dies Aufsichtsrecht objektiv gehandhabt wird, kann sich keine Minderheit bedrückt fühlen. Es ist jedoch die Pflicht des Staates, auch materiell für die Minderheitsschulen zu sorgen. Diese Pflicht erfüllt der Estenstaat noch in geringem Umfang, sodaß, wie schon gesagt, das estländische Deutschtum durch Selbstbesteuerung die Mittel zur Unterhaltung seines reichgegliederten Schulwesens aufbringen muß.

Das Lösungswort, in dessen Zeichen gearbeitet wird, lautet:

„Kein deutsches Kind  
ohne deutsche Schule.“

Es ist dies ein überaus hohes Ziel, wenn bedacht wird, daß das Deutschtum nur in fünf Städten einigermaßen geschlossen lebt, sonst aber in ganz kleinen Splitterchen über das Land verstreut ist. Man hätte auch sagen können „wenige, aber gut fundierte Schulen“, doch barg dieser Grundsatz die Gefahr in sich, daß Hunderte deutscher Kinder gezwungen wurden, estnische Schulen zu besuchen und so der Gefahr ausgesetzt gewesen wären, entvolkt zu werden. In früheren Zeiten bestand die Gefahr der Ent-

volkung nicht oder nur in ganz seltenen Fällen, da die Deutschen sozial über den Esten standen. Heute aber, wo der Deutsche in einer gedrückten, sozialen Stellung zu leben gezwungen ist, ist die Gefahr viel größer. Die heutige Generation, die noch in dem alten Herrengeist erzogen ist, wird nicht veresten. Die Kinder und Enkel aber werden, da sie die schönen und traurigen Zeiten nicht erlebt haben, — die Abschließung nicht verstehen. Ist die Schule nicht die ständige Hüterin deutscher Eigenart, so werden die schwachen Charaktere abbröckeln.

Aus diesen Gründen entschlossen sich die in der „Deutschen Schulhilfe“ zusammengeschlossenen Verbände, überall deutsche Schulen zu erhalten, wo es deutsche Kinder gibt. Es gibt daher in Estland 24 deutsche Schulen mit 208 Schulklassen und etwa 4000 Kindern. Neun von diesen Schulen sind ausgesprochene Volksschulen, die anderen aber führen alle von der Volksschule bis zur Reifeprüfung, sei diese nun die eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule oder einer Handelsschule.

Den Uneingeweihten mag dies als übertrieben vorkommen, denn oberflächlich betrachtet, müßte die Erhaltung von 15 höheren Lehr-



Lehmpforte und Lehmstraße in Reval



Nikolai kirche in Perna

anstalten für 25000 Menschen als ein ungeheurer Luxus angesehen werden. Es ist auch einer, aber es ist eben der einzige, den sich die Deutschbalten heute noch leisten können, nämlich ihren Kindern eine durch und durch gediegene deutsche Bildung angedeihen zu lassen. Es mag manches verbesserungsfähig sein, so könnten vor allem in Reval und Dorpat die verschiedenen Anstalten vereinigt werden, woraus der Erziehung kein Nachteil erwüchse, höchstens einige Lehrkräfte beschäftigungslos würden, doch darf auf keinen Fall ein Abbau deutscher Geistigkeit stattfinden.

Die große Frage, was mit der so herangebildeten Intelligenz geschehen soll, ist noch nicht gelöst. Die besten Männer und Frauen haben über diese Frage manche Nacht schlaflos gelegen. Die Gefahr liegt natürlich sehr nahe, daß auf diese Weise ein geistiges Proletariat herangebildet wird, das nie so recht wirtschaftlich gedeihen wird, da das Angebot viel größer ist, als die Nachfrage. Dort, wo sie bisher in der Hauptsache ihre Kenntnisse angewendet haben, in der Landwirtschaft, können sie infolge der Enteignung nicht mehr arbeiten, da durch sie wenigstens 2000 Angehörige der geistigen Oberschicht

um ihr Brot gebracht wurden. Der Handel und selbst eine sehr entwickelte Industrie kann auch nicht alle aufnehmen, ebenso nicht die freien Berufe, noch viel weniger die Staatsämter, in denen naturgemäß die Eften die Vorhand haben. Es bliebe noch das Handwerk, in dem Intelligenzkräfte durchaus Betätigung finden können.

Doch diese Fragen können, so brennend sie sind, noch nicht entschieden werden. Noch ist alles in Fluß. Es muß also mit allen Mitteln versucht werden, die deutsche Geistigkeit als sichersten Schild gegen die Entvölkerungsgefahr, mit allen zu Gebote stehenden Kräften zu stärken. Hierbei kann das Mutterland werktätig mithelfen, wenn es nur einigermaßen will. Letzten Endes dient es ja durch Hilfe nicht nur den bedrohten Brüdern, sondern sich selbst. Es ist eine alte militärische Weisheit, daß die Pioniere die am besten ausgerüstete Truppengattung sein müssen. Die Balten sind völkische Pioniere bester Qualität. Rüsten wir sie aus!

## Pernau

Um aus Nord-Estland nach P e r n a u zu gelangen, muß man von Reval entweder um die Inseln Dagö und Ösel herumschiffen, oder man fährt mit der Eisenbahn — das klingt, wenn man's so hört, recht selbstverständlich — ist es aber durchaus nicht. Denn auf hoher See erholt man sich, während man auf der Schmalspurbahn 15 Stunden entsetzlich durchgerüttelt wird und sehr gefährlich seekrank werden kann, — wenn man nicht einen sehr guten Magen hat und vorher nicht viel von der in Estland reichlich gebotenen saueren Milch genossen hat. Ich mußte leider die zweite Fahrgelegenheit wählen und auch ihre Folgen verspüren. Durch unendlich scheinende Wälder, über Heide und Hochmoor, auf dem Estlands Spezialität, die Schellbeere, wächst, die zu einem vorzüglichen Likör verarbeitet wird, dann durch wohlbestandene Felder und sehr viel Sand schlängelt sich und schlingert die Bahn — endlos, zum Verzweifeln langweilig. Alle die grausamen Erinnerungen überstandener Schmalspurbahnmartynrien in Bosnien, Siebenbürgen und sonstwo werden lebendig.

Nach langer Qual nähert man sich gemächlich einer riesenhaften Fabrikanlage. Man bekommt Hochachtung vor Pernaу, von dessen Einwohnern man bisher nur gehört hat, daß sie stramm deutsch seien und einen etwas „feuchten“ Lebenswandel führen. Wenn man näher kommt, merkt man freilich, daß diese riesengroßen Anlagen — Ruinen sind. Die Russen haben bei ihrem Abzug die größte Zellstofffabrik der Welt, „Waldhof“ mit Namen, eine deutsche Gründung, ohne irgend welchen ersichtlichen Grund gesprengt. Noch harret dies große Denkmal deutscher Tatkraft und deutscher Unternehmungslust des Wiederaufbaus.

Pernaу hat aber sonst nicht allzu viel durch den Krieg unmittelbar gelitten. Sein Holzhandel blüht wieder; der Hafen ist voll von Grubenholz, das nach England verkauft wird. Das tiefe Hinterland aber fehlt diesem ehemals livländischen Städtchen genau so, wie allen „Rand“staaten, deren einzige Furcht Rußland ist, und die sich, sollte es in der Politik nach der Vernunft zugehen, an Deutschland anlehnen müßten. Dem ist aber leider noch lange nicht so, auch deshalb, weil in der Zeit der Okkupation von manchen allzu Eifrigen Schnitzer und Dummheiten ge-



macht wurden, die die Esten noch nicht vergessen haben und die von gewissenlosen Hezern heute zu ungeheuerlichen Vergewaltigungen aufgebaut werden. Eine Million Esten und die anderthalb Millionen Letten werden zwischen Rußland und Deutschland unweigerlich zermahlen, wenn sie sich in Gegensatz zu den großen Völkern stellen. Die beste Politik wäre, Freundschaft nach beiden Seiten. Doch ist dies natürlich eine sehr schwere Sache, denn die Russen wollen die Randstaaten als Sprungbrett für ihre Weltrevolutionspläne benutzen. Nach dem Westen könnten die beiden Zwergvölker ohne weiteres Anschluß haben. Die westliche Orientierung des Landes ist stark erkennbar. Militär, Polizei und ähnliche Einrichtungen machen einen recht guten, in Pernau sogar einen ganz famosen Eindruck. Ich hatte Gelegenheit, einige estnische Offiziere, ältere und jüngere Herren bei einem Festmahle kennen zu lernen und bei einer Totengedenkfeier das Militär zu sehen. Wer so wie ich die Soldaten der Nachfolgestaaten von Serbien bis Estland beobachten konnte, der muß feststellen, daß die Esten vielleicht nicht die strammsten, jedenfalls aber überaus zuverlässige Soldaten sind, die

noch ihren Mann stehen werden. Der Großteil der Offiziere macht einen gediegenen Eindruck und da sie fast alle ein sehr gutes Deutsch sprechen, konnte ich mit ihnen Gedanken austauschen, die für mich wertvoll waren, da sie mir zeigten, daß die Militärs nicht so dem Chauvinismus zuneigen, wie die verhältnismäßig wenigen estnischen Akademiker, und daß in diesen Kreisen eine unbedingte Hochachtung für das deutsche Heer herrscht, das die meisten ja nur als Feind kennengelernt haben.

Pernau ist ein Städtchen von etwa 15 000 Einwohnern, von denen etwa 15 vom Hundert Deutsche sind. An Baulichkeiten bietet es nicht allzuviel Sehenswertes, einige Kirchen und ein paar schöne Häuser alten und neuen Ursprungs.

Um so schöner sind seine herrlichen, öffentlichen und privaten Parks. Breite Birken- und Lärchenalleen ziehen sich durch die Vorstädte hinaus zum Strande, der flach und sandig ein Dorado für die Badegäste ist. Es könnte von Deutschland aus viel für dieses Land getan werden, wollte man es im Sommer besuchen. Wohl ist Finnland reizvoller als die estnische und livländische Küste, doch findet der Er-

holungssuchende hier heute mehr unverfälschte Natur.

Und dann die lieben Menschen. Es war ja aber auch Festtag heute, da ich Pernaу besuchte. Ein deutscher Kreuzer lag vor dem Hasen, umschwärmt von Booten aller Art, und Deutsche und Esten besuchten das schmucke Kriegsschiff mit gleichem Interesse, und mitten auf dem Marktplatз spielten die Blaujacken flotte Märsche, die Mädchen lachten und schickten verliebte Blicke, die Fahnen flatterten lustig im Winde, und es sah so aus, als ob holder Frieden wäre und die Menschen tatsächlich all das Weh und den Gram des Ungeheuerlichen vergessen hätten. Wie gern läßt man sich von solcher Stimmung tragen, wie gern. Wir Deutschen sind ja so froh darüber, wenn man uns im Auslande freundlich entgegenkommt und sind dankbar für jedes gute Wort, das wir zu hören bekommen.

Am Nachmittag war große Kaffeeschlacht im Hause eines baltischen Patriziers. Die prächtige Gastfreundschaft eines auf breitester wirtschaftlicher Grundlage stehenden Handelsherrn wurde den deutschen Offizieren zu teil. Es ist dies Anschauungsunterricht von allergrößtem

Nutzen. Die Vertreter Reichsdeutschlands sollen sehen, wie weit es deutsche Arbeitskraft im Auslande bringen kann.

Den Abend in der „Musse“ werde ich wohl nie vergessen. Was ist „Musse“? Woher der Name kommt, weiß ich nicht. Die „Mussen“ sind Klublokale und es gibt in jeder deutschbaltischen Stadt eine. In dieser ging es sehr lustig zu, und spräche man der trefflichen Sakuska \*) nicht tüchtig zu, so könnte man wohl mit den gefährlichen „geistigen Genüssen“ nur schwer fertig werden.

An einem Nachmittag dann fuhr ich mit meinem freundlichen Gastgeber, einer der führenden Persönlichkeiten in Fragen des Minderheitsrechtswesens, im Auto durch das Land, das sich wohligh in der Sonne dehnte und hier, in den südlicheren und fruchtbaren Gefilden des alten Livland, das man Bliwland taufte, einer guten Ernte entgegenging.

Wie ganz anders hier das Land. Die Gesinde der Esten sind groß und gediegen, hier sitzt der estnische Bauer stolz auf der Scholle und ist

---

\*) Ein auf russische Art zubereitetes Allerlei aus delikatsten kalten Speisen.

wohlhabend und selbstbewußt. Aus einem Hain schallt schöner Gesang. Irgendein Vereinsfest. Die Esten haben uns Deutschen das Vereinswesen abgesehen und sind sehr gelehrige Schüler gewesen. Ihre Sängereisen sind berühmt, und was ich in den wenigen Minuten in diesem Walde hörte, war wirklich schöne Volksmusik. Die estnische Sprache mit ihren vielen Vokalen eignet sich auch ganz besonders gut zum Gesang.

Langsam dunkelte es. Aus den Wässern und Mooren stiegen gespenstige Nebel auf und umhüllten die Büsche und Sträucher mit ihren dichten, milchweißen Schleiern. Erbkönigstimmung lag über dem Lande und milde glänzte der abnehmende Mond durch die Wolken. Schwärme von jungen Leuten kamen aus den Wäldern und strebten ihren Dörfern zu. Die letzte der „Weißen“ Nächte ging zu Ende. —

## Dorpat, die Seele des Baltenlandes

Es überkam mich ein ganz eigenartiges Gefühl, als ich vom Bahnhof Dorpat mit meinem Koffer talwärts dem Stadttinnern, der Universität zuschritt, gleich einem Musensohne. Es ist so sonderbar, umschwirrt von den verschiedenen Sprachen des Ostens, in denen aber selbstverständlich das klangvoll singende Estnisch überwiegt, in einer deutschen Universitätsstadt herumzuwandern, die, wenn auch augenblicklich äußerlich verestnet, innerlich doch deutsch ist, da der größte Teil der Professoren auf deutscher Wissenschaft fußt und diesen Nährboden nicht verleugnen will. Über Dorpat und seine Universität ist im Mutterlande oft gelächelt worden, die wissenschaftlichen Leistungen wurden nicht allzu hoch eingeschätzt, man erkannte wohl an, daß seine so schwer bedrohte Stellung vielleicht dazu angetan sei, sie zu stützen, aber nie ist es jemanden im Reich eingefallen, irgend etwas für Dorpat zu tun. Ganz aus der Kraft des baltischen Deutschtums ist die deutsche Universität gewachsen, wenn auch anfänglich unterstützt durch die Krone. Als

dann die Russifizierung einsetzte, hat es Tausende heißer Kämpfe gegeben. Der heroischste Vertreter deutschen Geisteskampfes im Baltienland ist Carl Schirren, der die berühmte „Livländische Antwort“ an Jur Samarin, den Panflawisten im Jahre 1869 veröffentlichte, die ungeheures Aufsehen erregte. Schirren und seiner Schüler unbedingter Vertretung des deutschen Rechtsgedankens ist zu verdanken, daß Rußland hier nicht gesiegt hat, sondern die westliche, mitteleuropäische Kultur, in ihrer Hauptvertreterin, der deutschen.

In behaglicher Breite strömt der Embach zwischen niederen Hügeln dem Peipussee zu. Sein Rücken ist beladen mit Schiffen, die Holz talwärts tragen, das in Narwa hauptsächlich nach England, aber auch nach Deutschland und Frankreich verschifft wird. Auf und zwischen den Hügeln, an beiden Ufern des Flusses, den Katharina II. mit der ersten Steinbrücke Rußlands überspannte, breitet sich die Musenstadt aus, die von poetischen Gemütern das „nordische Heidelberg“ getauft wurde. Wenn man auf des Dombergs Höhe steht, neben sich die Ruine des Domes, eines der schönsten Werke nordischer Backsteingotik, und in das reizende Tal blickt,

in dem sich Garten an Garten schmiegt, so kann man es verstehen, daß gerade dieser Name gefunden wurde. Die Erbauung des Domes dürfte in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Der den Heiligen Peter und Paul geweihte Prachtbau, der durch ein allzu üppiges Johannisfeuer 1624 in Brand geriet und völlig ausbrannte, hatte seine heutige Gestalt aber erst im 14. Jahrhundert erhalten. Lübecker Vorbilder, vor allem die Marienkirche, aber auch die Arbeit des Schwaben Parler oder seiner Schule, sind deutlich erkennbar. Die zwei Türme, die auf die Marienkirche hinweisen, sind 1764 zur Anlage von Festungswerken abgerissen worden, das auch heute noch stehende Chor ist Parlersche Arbeit, jedoch späteren Ursprungs. Hier hat Gustav Adolf von Schweden am 30. Juni 1632 die „Academia Gustaviana“, die erste und einzige Universität des Baltensandes (datiert aus dem Feldlager von Nürnberg) gegründet, die am 15. Oktober 1632 eröffnet wurde. Bis 1656 bestand sie in Dorpat, dann ging sie ein, da die Russen die Stadt eroberten. 1690 wurde sie wieder eröffnet und 1699 nach Pernau verlegt, wo sie elf Jahre hindurch noch ein kümmerliches Dasein fristete.



Interessanterweise war der letzte Student, der immatrikuliert wurde, ein Siebenbürger Sachse. So recht zur Blüte ist diese erste Universität nie gekommen, da ihre Professoren schlecht gestellt waren. Die Hörer waren zum größeren Teile Schweden, während das Lehrerkollegium zum meist aus Deutschen bestand. Zeitweise versuchte die Regierung, die Universität zum Werkzeug der Schwedisierung zu machen.

Im Jahre 1798 verbot Zar Paul I. den Besuch ausländischer Hochschulen. Er forderte die baltische Ritterschaft auf, eine protestantische Universität für die baltischen Provinzen zu errichten. Am 21. April 1802 wurde sie unter Beteiligung der liv- und estländischen Ritterschaft bei sehr beschränkter Professoren- und Studentenzahl eröffnet. Wenige Tage später fuhr Zar Alexander I. durch Dorpat und war über diese Gründung sehr erfreut. Der erste Rektor P a r r o t verstand es, den Zaren zu einer reichlichen Dotation zu bewegen und Alexander erließ, nachdem die wirtschaftliche Seite des Unternehmens gut fundiert war, am 12. Dezember den Ukas mit der Gründungsurkunde . . . „Zum allgemeinen Besten des Russischen Reiches, besonders aber für die Provinzen Liv-, Ehst- und

Kurland und für die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse in Unserem Reiche“.

Treißiges Wort, „daß die Bildung eines Landes am letzten Ende doch durch den Zustand der hohen Unterrichtsanstalten bestimmt wird“, hat sich auch hier wieder bewiesen. Die Söhne der Adeligen, Literaten und Kaufleute, aber auch manch estnischer und lettischer Bauernsohn bezogen die Landesuniversität, und viele Leuchten der deutschen Wissenschaft haben hier studiert und gelehrt. Nur einige wenige seien genannt. An erster Stelle ist der Physiologe Karl Ernst von Baer, dessen Denkmal auf dem Domberg steht, der Vater der modernen Entwicklungsgeschichte, zu nennen. Alexander Graf Kennerling, der bekannte Naturforscher und intime Freund Bismarcks, war von 1862 bis 1869 Kurator der Universität. Carl Schirren, der entschiedenste Vertreter der Rechte des baltischen Deutschtums, lehrte 1856 bis 1869 Geschichte und mußte dann wegen seiner Schrift „Livländische Antwort“ nach Deutschland fliehen, wo er bis 1907 in Kiel als Professor wirkte. Der Physiker und Meteorologe Arthur von Oettingen, der Begründer des dualen Harmoniesystems, lehrte von 1865 bis 1893 in

seiner Vaterstadt, ebenso der Theologe Alexander von Ottingen. Der Historiker und Nationalökonom Wilhelm Stieba, der Theologe Adolf von Harnack, Baron von Stromberg, der Afrikareisende Georg Schweinfurth und Paul Rohrbach sind Dorpater Studenten. Das nur einige wenige Namen, aber jeder verkörpert eine Idee für uns Deutsche, und alle wurzeln sie tief in ihrer baltischen Heimat, aus deren heldenhafter Geschichte sie Kraft schöpfen.

Ein eigenartiges Studentenleben entwickelte sich hier. Band und Müze, so wie sie der Bursche im Reich trägt, fanden bald Eingang in Dorpat, und vier Landsmannschaften, Korps genannt, entstanden, die sich zwar oft grimmig befehdeten, aber doch auch immer wieder in ernstem nationalen Tun zusammenfanden. Es hat einen ganz eigenartig prickelnden Reiz, wenn alte Dorpater Studenten aus früheren Zeiten erzählen.

Zu Ende der achtziger Jahre aber begann die Russifizierung, die schon in den sechziger Jahren sich gezeigt hatte, immer stärker zu werden. Es ist der schädliche Einfluß der dänischen Prinzessin Dagmar, die auf den Zarenthron kam und die den Verlust Schleswig-Holsteins am Rußland-deutschthum rächte. Englands Gold wühlte gegen

Deutschland, und zuerst mußten natürlich die in Rußland lebenden Deutschen daran glauben. 1890 begann die Derrussung der Universität, die 1891 in „Jurjew“ umbenannt wurde. Die deutsche Wissenschaft wurde unterdrückt, und nur noch die evangelische Fakultät durfte deutsch unterrichten. Hier verschanzte sich das Deutschtum, und in diesem Bollwerk sind viele treffliche Männer herangewachsen, die dem Baltikum heute, in seiner schwersten Zeit, unendlich viel nützen. Es sind Lebende, Schaffende, Männer, die im Tageskampf stehen, darum seien ihre Namen nicht genannt. Die Namen derer aufzuzählen, die den Helden- und Märtyrertod im Jahre 1905 und dann im Weltkrieg und der Bolschewistenzeit starben, ist unmöglich — allzu groß ist ihre Zahl.

Auf Dorpats hoher Schule haben sie tiefgründiges deutsches Wissen und somit die Kraft gewonnen, deutsches Wesen bis zum bitteren Ende zu verteidigen. Dies Märtyrerblut aber ist nicht vergeblich geflossen, es hat den Acker für eine neue Saat gedüngt.

Doch ich verweile zu lang auf des Dombergs leuchtender Höhe. Wir schreiten zu Tal. Auf sechs wuchtigen Säulen ruht der Giebel des ein-

fachen, fast herben Universitätsgebäudes. Heute ist diese deutsche Bildungsstätte nicht mehr Eigentum des Deutschtums — sie ist verestnet. Es mag traurig für uns sein, dies festzustellen, man mag bitter über die mancherlei Schikanen denken, denen deutsche Gelehrte hier ausgesetzt sind, doch wollen wir gerade als Deutsche nicht ungerecht sein. Die Esten sind nun einmal die Herren des Staates und Dorpat ist ihre Landesuniversität. Mögen sie ruhig estnische Wissenschaft treiben, so sie dabei nur nicht vergessen, daß sie alles — selbst ihre Schriftsprache — der deutschen Wissenschaft verdanken. Allzuviel Hoffnung habe ich freilich nicht, denn die estnische Sprache hat kein Wort für *Treue* und für *Dankbarkeit*. Das läßt tief blicken.

3000 estnische Studenten und Studentinnen füllen heute neben rund 400 Deutschen die Hörsäle. Sie sind ein aufstrebendes Völkchen, und ich mag ihre Sehnsucht nach Bildung nicht schmähen. Ist's aber doch nicht etwas allzu reichlich? Ein Völkchen mit einer Million Seelen kann unmöglich 3000 Studenten brauchen. Eine Überproduktion von Akademikern hat noch keinem Volke gut getan! Doch schließlich ist das ihre Sache.

Aufgabe des Deutschtums muß es sein, die geistige Verbindung mit den Esten weiter zu pflegen. Es läge nahe, resigniert und verbittert beiseite zu stehen, nach all dem, was dem Deutschtum hier angetan wurde, nichts aber wäre verfehlter. Wenn's auch nur eine Million Esten sind — noch stehen sie im germanisch-deutschen Kulturkreis, doch stark umworben von den Franzosen, wie das letzte Vorlesungsverzeichnis der Universität beweist, das schon französische Aufschrift zeigt. Den Vorsprung, den wir hier haben, dürfen wir uns nicht rauben lassen, denn verlieren wir ihn, so verschlechtern sich die Aussichten für das Deutsch-Baltentum ganz erheblich.

Die schlichte Aula wird eben von der fleißigen Pedellfrau gefegt, und ich sehe mit Rührung das einfache Rednerpult, von dem aus so viele Balten ihre Doktor- oder Magisterrede gehalten haben. Dann schreiten wir weiter. Meine beiden Begleiter sind so rechte Kinder ihrer Heimat. Er, ein schlanker, scharfsinniger, glaubensfreudiger und hoffnungsfroher Theologe und Historiker, seine Schwester, groß, blond und fröhlich, mit blitzenden Blauaugen, die baltische Dame, wie wir sie uns in unserer Phantasie ausmalen. Pfarrerskinder sind sie, deren Vater 1905 von

den Letten meuchlings ermordet wurde, und doch, sie weichen nicht aus der Heimat, denn der Bruder hat es sich zur Aufgabe gemacht, die baltische Idee neu aufleben zu lassen und praktisch an ihr als Lehrer der Jugend zu arbeiten. Zu uns gesellt sich noch ein vierter Weggenosse, eine temperamentvolle Lehrerin, ein Vollblutmensch von herzerquickender Lebendigkeit, die Leiterin des Dorpater deutschen Mädchen-Gymnasiums. Und wir schreiten hinaus aus der Stadt, hinein in einen herrlichen Park, in dem uralte Bäume milden Schatten spenden. Im Spiegel eines Teiches glänzt das weiße Bild eines Edelsitzes, von einem Ausmaß, wie es in Deutschland nur die Schlösser von regierenden Fürsten zu haben pflegen. Einst gehörte dieser Palast den Herren von Liphardt, einem baltischen Adelsgeschlecht, das, reich begütert, einen Teil seines Reichtums in herrlichen Gemälden anlegte und hier eine Galerie schuf, die große Bedeutung hat. Heute ist es das „Estnische Nationalmuseum“, nicht etwa durch Schenkung, nein, durch — — Enteignung! Ich will die Gedanken nicht weiterspinnen, diese Tatsache allein genügt! — Doch mir war die Lust vergangen, die Schätze zu sehen. Mögen die

Tizians, Rembrandts und Van Dyks ruhig an ihren Wänden hängen und sich von Esten bestaunen lassen, mich gelüstete nicht, sie zu sehen, denn ein Gefühl beschlich mich, als ob ich mich der Hehlerei schuldig machte, wollte ich diese Diebesbeute bewundern!

Eine Sandgrube — — — „Hier wurden estnische Bolschewiken hingerichtet.“ Mit welchem Recht taten dies die jetzigen Herren, da sie doch selbst durch ähnliche Maximen zu Macht und Ansehen kamen. Ist „Enteignung“ ohne Entschädigung, ausgesprochen durch ein Parlament, kein Raub? Ist der Unterschied zwischen den Vernichtern der einst hier blühenden deutschen Kultur und den Bolschewisten so groß, — ist es nicht nur ein kleiner Temperamentsunterschied?

Personen ging ich durch die Straßen heimwärts, und beim leise summenden Samowar sprachen wir noch lange über das Schicksal der deutschen Volksp splitter im Osten und Südosten, und wir — Söhne ähnlicher Geschichte, Enkel von Männern, deren Ahnen mit Kreuz und Schwert, Art und Pflug dem Deutschtum neuen Boden gewonnen haben — sprachen uns gegenseitig Mut zu für die Kämpfe, die unsere ver-gewaltigte Heimat noch zu bestehen habe.



## Völkische Selbsthilfe und Selbstverwaltung

Es fällt dem Binnendeutschen, der völkisch zu fühlen vermag, stets auf, daß die auf vorgeschobenem Posten stehenden Auslandsdeutschen über starke Einmütigkeit verfügen: eine Einmütigkeit nämlich in allen Dingen, die ihr völkisches Sein, ihren Daseinskampf — sei er nun kultureller, wirtschaftlicher oder politischer Natur — betreffen. Den Binnendeutschen ist das Gefühl, aus sich selbst heraus Einrichtungen, wie z. B. Schulen zu schaffen, verloren gegangen, da ja für solche Fragen der Allgemeinheit der Staat da ist, dem sie Steuern zahlen, wogegen sie auch fordern können, all das an Einrichtungen zu bekommen, was sie nötig haben. Es sei mir ein Vergleich aus dem Tierreich gestattet, der zwar wie alle Vergleiche hinkt, aber meines Erachtens den Kern der Sache trifft. Das Haustier will ich dem Binnendeutschen, das Wild dem Außendeutschen gleichsetzen. Beim Haustier verkümmern selbstverständlich eine ganze Reihe von Veranlagungen, hauptsächlich die des Kampfes, da es von seinem Futtergeber gepflegt und gehütet, sich nicht um die Erringung

seines Futterplatzes zu streiten braucht. Eigenschaften, die sein Bruder in der Wildnis nur wenig hat, werden bei ihm durch die Pflege gefördert. Das in der Wildnis lebende Tier aber muß seine Kampfmittel, seine Muskeln, ständig stählen, denn sonst wird es vom Futterplatz abgedrängt und verkommt. So der Auslandsdeutsche. Seine Nationalität ist stets gefährdet und deshalb bildet er in der Hauptsache die Fähigkeiten seines Geistes und Körpers aus, die ihm besonders dienlich sind, die völkischen Belange zu verteidigen.

Kommt nun der Binnendeutsche ins Auslandsdeutschtum, so wird er immer erstaunt sein, daß das A und O dieser Menschen letzten Endes immer ihr Deutschtum ist. Es ist psychologisch durchaus verständlich, daß Menschen, die im Reich allen „deutschen Belangen“ sehr skeptisch gegenüberstehen und lediglich „Kulturmenschen“ sein wollen, ja sogar bei Unterstreichung des Wortes deutsch, sofort irgend welchen „Nationalismus“ wittern, den Auslandsdeutschen nicht verstehen und es für gut halten, ihm weißzumachen, daß lediglich die Überspannung des Nationalgefühls Schuld daran trage, daß das Deutschtum unterdrückt werde. Diese Menschen

wandeln auf falschen Pfaden. Sind sie klug, dann werden sie bei näherem Studium der Frage sehr bald einsehen, daß Nachgiebigkeit das aller-  
verfehlteste ist. Sie können, da sie den Chauvinismus als etwas Ungefundes meiden, zu guten Helfern werden, oft zu besseren, als Menschen, die mit heißerem Herzen und mit lodrender Begeisterung, aber geringem politischen Taktgefühl in überschäumender Art gleich mit Dragonerstiefeln auftreten.

Das Streben aller auslandsdeutschen Gruppen geht darauf hinaus, sich — was ihr Volkstum anbelangt — selbst zu verwalten und sich alle Organisationen, die in dem Dorpostenleben von Bedeutung sind, so zu gestalten, wie es ihnen genehm ist. Es muß betont werden, daß der Auslandsdeutsche überall ein durchaus loyaler Staatsbürger ist, der sich vom Streit der Parteien freizuhalten sucht. Das Staatsvolk glaubt das für gewöhnlich nicht, und das ist die große Schuld, die die Staatsvölker überall auf sich geladen haben und deretwegen sie sich einmal verantworten müssen.

Die Volkstums-Organisationen sind sehr verschiedenartig. Sie arbeiten durchaus nicht nach

einem Schema, wie dies von unseren Feinden stets behauptet wird, die nachzuweisen versuchen, daß diese Organisationen Auswirkungen der „pangermanistischen Wühlarbeit“ seien, die in der Wilhelmstraße zu Berlin ihren Entstehungs-ort haben sollen. Solche Behauptungen zeigen leider nur, wie entsetzlich schlecht unsere nationalen Gegner über die Psyche des deutschen Staates unterrichtet sind, der bis vor kurzem ganz besonders in seinen allerhöchsten Stellen durchaus kein tiefergehendes Verständnis für die Probleme des Auslandsdeutschtums hatte.

\*

Das estländische Deutschtum (genau so wie das lettländische) kämpft um seine ihm in den Grundgesetzen versprochene Kultur-Autonomie.\*) Der parlamentarische Kampf, der von den drei deutschen Vertretern ausgefochten wird, ist überaus zäh und langwierig. Es soll anerkennend hervorgehoben werden, daß von der Gegenseite dieser Kampf mit verhältnismäßig

---

\*) Am 5. Februar 1925 wurde das Kultur-Autonomie-Gesetz angenommen, das im letzten Kapitel kurz behandelt wird.



Rathaus in Dorpat



Domruine in Dorpat

anständigen Waffen geführt wird. Das Unmoralische des Kampfes aber ist, daß er überhaupt geführt werden mußte, wo doch die Verfassung den Deutschen die Kultur-Autonomie zusichert. Augenblicklich werden die Interessen des Deutschtums außerdem noch von einem sogen. Volkssekretär wahrgenommen, der hauptsächlich die Schul- und Kirchenfragen vertritt und dem Unterrichtsminister unterstellt ist. Die estnischen Parteien verstehen es leider nur zu gut, die Verabschiedung des Autonomiegesetzes immer wieder aus durchaus unsachlichen Gründen hinauszuschieben, so daß es verständlich ist, daß die Minderheiten, neben den Deutschen noch Russen und Schweden, auch in diesen Fragen sehr verbittert sind.

Kirche und Schule sind in Estland die Mittelpunkte völkischen Lebens. An der Spitze der acht deutsch-evangelischen Kirchengemeinden steht ein Probst. Der Wille, alle evangelischen Deutschen zu erfassen, weckte die Tat, und wie wir sehen werden, leistet auf kirchlich-sozialem Gebiet das estländische Deutschtum geradezu Beispielgebendes. Zwei Organisationen wetteifern in heißem Streben um die Siegespalme, es sind der „Estländische gegenseitige Hilfsverein“ in Reval und

die „Gesellschaft für Innere Mission“ in Dorpat. Da ich Gelegenheit hatte, die Leistungen letzterer genau kennenzulernen, so will ich einiges aus ihrer Arbeit erzählen, ohne damit etwa die Leistungen der ersteren schmälern zu wollen.

Die „Gesellschaft für Innere Mission“ ist selbstverständlich ganz auf den christlichen Opfergedanken eingestellt. Dies wäre an sich nichts Sonderliches, denn überall gibt es ähnliche Organisationen. Der Leiter der Inneren Mission aber faßt als Deutschbalte den Begriff der christlichen Opferwilligkeit vielleicht tiefer, als man ihn sonst zu sehen pflegt. Mit tiefer Religiosität verbindet er soziales Verständnis und nationale Tatkraft, ein Dreiklang, der weit hinaus ins Land klingt. Er erhält seine Kräfte gleichermaßen aus dem Evangelium und aus der deutsch-baltischen Geschichte. Die Innere Missionsarbeit ist auf der Gedankenwelt des „Gottes-Rittertums“ aufgebaut und nimmt durchaus greifbare Gestalt an, wenn auch die Richtung, nach der der Kampf geführt wird, heute eine andere ist, als vor Jahrhunderten. Der Ordensgeist vermochte kühne und fromme Männer zum Kampf für die Ausbreitung des Christentums zu begeistern. Unsere Zeit faßt



das Christentum ganz anders auf als jene Männer, ja dieser Geist, der es ermöglichte, die an und für sich praktisch wertlosen Kreuzzüge zu führen und der die deutsche Ostmark schuf, der wird heute von vielen als dem wahren Christentum widersprechend bezeichnet. Meines bescheidenen Erachtens gehen diese allzu weicherzigen Vertreter eines mehr philosophischen Christentums zum Teil auf Irrwegen. Was unter dem Zeichen des Kreuzes gesündigt wurde, gehört nicht hierher. Fraglos ist aber, daß es unter den „Gottes - Rittern“ auch eine ganze Reihe herrlicher Gestalten gegeben hat, die unendlich viel Gutes schufen.

Auf diesem Guten wird aufgebaut, und der neue Kampf, der im Baltikum ausgefochten wird, der geht nach innen und richtet sich gegen den Materialismus, als den gefährlichsten Gegner der Kreuzesidee. Wir wissen es aus früheren Kapiteln, daß das baltische Deutschtum zum großen Teil wirtschaftlich zerstört wurde. Die Not war unbeschreiblich. Viele hundert Menschen, einst wohlhabend, von ihren Renten lebend, waren plötzlich bettelarm, starben Hungers, da sie zu alt oder unfähig waren, sich Arbeit zu schaffen. Man könnte Bände füllen

mit den Erfahrungen, die die Helferinnen und Helfer der Inneren Mission und des „Etländischen Gegenseitigen Hilfsvereins“ gemacht haben. Opfertage wurden eingerichtet, die Geldmittel brachten, aber was noch wertvoller war, es wurde durch Heimarbeit Gelegenheit zum Verdienen geschaffen. Wer lediglich die wirtschaftlichen Gesichtspunkte dieser Arbeit prüfen will, muß sich wundern, daß aus dem Nichts etwas geschaffen wurde, denn in einem feuchten Kellerloch und mit einer Laubsäge fing man in Dorpat an, die Holzschnitzerei zu betreiben, die heute eine große Anzahl von Menschen ernährt. Wenn nur wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend gewesen wären, so hätte das Unternehmen am ersten Tag Pleite gemacht. Es war der Opfersinn, der die Holzschnitzerei — die ganz entzückende Spielwaren herstellt, die im ganzen Land begehrt werden und schon nach Deutschland und Amerika zur Ausfuhr gelangen — sowie die verschiedenen anderen Berufszweige, wie Näherei, Kunststopperei, Wäscherei usw. ins Leben rief und heute vielen Menschen Brot gibt, die sonst elendiglich verkommen wären. Damit aber nicht genug. Die Unternehmungen werfen schon so viel ab, daß die Verwaltungskosten der

Gesellschaft für Innere Mission getragen werden, so daß also alle Schenkungsgelder der Opfertage voll ihrer Bestimmung zugeführt werden. Aus den Überschüssen können außerdem noch eine stattliche Reihe von Kranken, Alten und Schwachen erhalten werden.

Dies ist ein ganz flüchtiges Bild und mag farblos erscheinen. Die tiefen, satten Farbtöne treten erst dann hervor, wenn wir bedenken, daß eine so gut wie völlig verarmte Gesellschaftsschicht, über die Krieg, Bolschewismus und Revolution mit schauerlichen Erlebnissen hinwegging, die sittliche Kraft aufbrachte, den Kampf gegen den Jammer aufzunehmen. Die Not in Deutschland war in den letzten Jahren wohl übergroß, und wir wissen es, was es heißt, zu darben; die Not, wie sie im Baltikum war, ist aber nur in den Hungergebieten Rußlands überboten worden.

Es ist ein mildes, warmes und doch herrlich strahlendes Licht, das aus dieser Arbeit leuchtet, und die Arbeit, die an dieser Stelle geleistet wird, gibt Zukunftshoffnungen und köstliche Freude. Ein Geschlecht wächst hier heran, das in heißem Feuer geläutert ist und das einen

Lebensmut und ein Gottvertrauen besitzt, wie man es dem Muttervolk in dieser so schweren Zeit wünschte.

Mit diesen Organisationen ist aber die Selbsthilfsarbeit noch lange nicht erschöpft. Alle Arbeit ist im Verband der deutschen Wohltätigkeits- und Kulturvereine zusammengesetzt, der im Schwarzhäupter-Haus zu Reval seinen ideal-schönen Sitz hat.

## Ausblick

Die kurzen Wochen im Baltikum konnten mir natürlich nicht genügen, all die Probleme zu erfassen, die nötig sind, um die Arbeit und das Streben der Deutschen in Estland voll zu verstehen. Eine Frage beschäftigte die Gemüter ganz besonders stark. Es war die, ob der Entwurf eines Gesetzes für die kulturelle Selbstverwaltung, der bereits mehrere Male im Landtag zur Verhandlung gestanden hatte, endlich zur Annahme kommen würde.

Endlich meldeten die Zeitungen, daß man auf eine Erfüllung der baltischen Wünsche hoffen könne, und am 5. Februar 1925 hat denn auch der Landtag beschlossen, dem Gesetzentwurf zuzustimmen. Nur ein übelbeleumundeter Sozialdemokrat stimmte gegen das Gesetz, das nunmehr die den Minderheiten in der Verfassung gewährleistete kulturelle Selbstverwaltung regelt.

Das Gesetz ist von so großer europäischer Wichtigkeit und für die Gestaltung deutschbaltischen Lebens von so grundlegender Bedeutung, daß seine hauptsächlichsten Punkte hier wiedergegeben werden müssen.

Unter die Zuständigkeit der völkischen Kultur-Selbstverwaltungsinstitution gehört die Organisation, Verwaltung und Überwachung der öffentlichen und privaten Lehranstalten der entsprechenden völkischen Minderheit und die Verwaltung der hierzu ins Leben gerufenen Anstalten und Unternehmungen. Ein Spezialgesetz wird diese Fürsorgeselbstverwaltung regeln. Die Selbstverwaltung hat das Recht, auf diesen Gebieten rechtsverbindliche Verordnungen zu erlassen.

Das öffentliche Schulnetz der völkischen Minderheit wird von der völkischen und der entsprechenden Kreis- oder Stadtverwaltung ausgearbeitet und im Wege des Unterrichtsministers von der Staatsregierung bestätigt. Die zur Zeit der Tätigkeitseröffnung der völkischen Selbstverwaltung bestehenden öffentlichen Minderheitsschulen werden der Selbstverwaltung übergeben, doch behalten sie ihren alten Öffentlichkeitscharakter bei. Die für die Erhaltung dieser Schulen, dann aber auch aller später zu eröffnenden öffentlichen Schulen notwendigen Gelder und andern materiellen Lasten trägt die Kommune bzw. der Staat.

Die Selbstverwaltung gliedert sich in den Kulturrat und die Kulturverwaltung. Der Rat wird von einem Vorsitzenden geleitet und muß wenigstens 20 Mitglieder haben, doch darf seine Mitgliederzahl 60 nicht überschreiten. Der Vorsitzende wird von der Staatsregierung bestätigt. Die Wahlen selbst regeln sich in derselben Weise wie andere Wahlen für öffentlich-rechtliche Körperschaften.

Die finanziellen Grundlagen der Kulturautonomie sind:

- a) die laut Gesetz vom Staat übernommenen Unkosten und Verpflichtungen gegenüber den öffentlichen Elementar- und Mittelschulen;
- b) die Geldsummen und anderen mit dem Unterhalt der öffentlichen Mittel- und Elementarschulen verbundenen Verpflichtungen der lokalen Selbstverwaltungen, soweit und auf der Grundlage, wie sie laut Gesetz ihnen auferlegt sind;
- c) die Unterstützungssummen des Staates und der Selbstverwaltungen für Kulturzwecke;
- d) öffentliche Steuern, die nötigenfalls vom Volksrate den Gliedern der entsprechenden

Minoritäten auferlegt werden, in der Höhe und auf den Grundlagen, wie sie im Vordruck vorsehen sind und auf gemeinsamen Antrag des Finanz- und Unterrichtsministers von der Staatsregierung bestätigt werden;

- e) Schenkungen, Sammlungen, Stiftungen, Erbschaften und Einkommen aus eigenem Vermögen oder Unternehmungen.

Die deutschen, russischen und schwedischen Minderheiten gelten als solche, die Recht auf die Kultur-Autonomie haben, jedoch können alle auf estnischem Gebiet lebenden Minderheiten, deren Gesamtzahl 3000 Seelen übersteigt, gleiches Recht fordern. Die Zugehörigkeit zu einer Minderheit wird durch das Nationalregister bestimmt, in das sich jeder estländische Staatsbürger aufnehmen lassen kann, der das 18. Jahr überschritten hat. Kinder gehören stets zum Nationalregister der Eltern, bei Mischehen wird der gemeinsame Wunsch der Eltern als maßgebend angesehen; besteht jedoch so einer nicht, so ist die Nationalität des Vaters ausschlaggebend. Die Streichung aus diesem Register erfolgt durch Ableben, durch Ausscheiden



aus dem Staatsverbande oder auf eigenen Wunsch, doch müssen bei den zwei letzten Fällen zuerst die finanziellen Verpflichtungen der Autonomieverwaltung gegenüber erfüllt werden. Stimmberechtigt ist jeder die bürgerlichen Ehrenrechte genießende Bürger.

Die Staatsregierung hat das Recht, den Kulturrat aufzulösen, doch müssen die Neuwahlen innerhalb von drei Monaten vom Tage der Auflösung erfolgen. Die Selbstverwaltung beendet ihre Tätigkeit, wenn eine Zwei-Drittel-Mehrheit die Auflösung fordert, oder wenn die Zahl der Glieder der Minderheit unter 3000 sinkt.

Eine genaue, 9 Paragraphen umschließende Wahlordnung regelt die verschiedenen Wahlen. Ist ein Kulturrat auf Grund dieser Wahlordnung gewählt worden, so hat er mit Zwei-Drittel-Mehrheit den Willen der Minderheit kund zu tun, ob die durch das Gesetz gewährleistete Minderheit eine kulturelle Selbstverwaltung konstituieren will. Kommt diese Mehrheit nicht zustande, so darf erst nach Ablauf von drei Jahren die völkische Minderheit einen Antrag zur Schaffung der Selbstverwaltung stellen. Die Kosten für die Wahlen zum Kulturrat trägt

der Staat, für die übrigen Wahlen die Selbstverwaltung.

Die Esten haben mit diesem Gesetz einen großen Schritt nach vorwärts getan, und ich bin gern geneigt, einen Teil dessen, was ich scharf kritisieren mußte, heute etwas milder zu beurteilen, da dies Gesetz hoffen läßt, daß die Esten zu Recht und Gerechtigkeit zurückfinden werden.

Der junge Staat hat im Dezember 1924 seine erste große Belastungsprobe bestanden. Der Kommunistenputsch, von Sowjetrußland angezettelt, ist gleich einem bösen Spuk schnell zergangen in Nichts. Die Esten haben vor der ganzen Welt gezeigt, daß sie mit der Roten Pest nichts zu tun haben wollen. Aufgabe Europas wird es sein, Estland vor den Sowjets zu schützen, die auf Rache sinnen. Estland kann in Deutschland einen Freund finden, wenn es nur will, und es noch dies und jenes gut macht, was es — wir wollen nach diesem so liberalen Gesetz annehmen — im Übereifer der jungen Freiheit getan hat. Freund Deutschlands zu sein, ist heute vielleicht eine politische Belastung, und dennoch sollte es Deutschlands Freundschaft suchen. Der Block von 80 Millionen Deutschen, der im Herzen Europas wohnt, läßt sich nun mal nicht fort-

leugnen. Es muß von dem, der Politik auf weite Sicht macht, mit dem Deutschtum gerechnet werden, so oder so. Frankreich, England und Polen werden Estland nie gegen Rußland wirksam helfen können, das dürfte jedem estnischen Schuljungen klar sein. Wie leicht könnte sich Estland aber die Freundschaft Deutschlands erwerben, dieses Deutschlands, das an Menschen zu viel, an Boden zu wenig hat, während in Estland das Gegenteil einen Aufstieg unmöglich macht oder schwer hindert. Wollten die Esten den ehemaligen Großgrundbesitzern die noch nicht parzellierten Grundstücke wieder zurückgeben und ihnen gestatten, den Teil des Landes, der für Bewirtschaftung nach großgrundbesitzlichen Verhältnissen ungeeignet ist, bezw. Ödland für deutsche Siedlungszwecke frei zu geben, so hätte Estland schnell einen wehrhaften und zielbewußten Grenzerstamm im Lande, der weiß, was er will und den Sowjets die Zähne zeigen wird.

Hier könnte Politik auf weite Sicht getrieben werden, eine Politik, die Estlands Freiheit und Selbständigkeit nicht bedrohte, es aber freier atmen ließe und ihm einen gesunden Aufstieg ermöglichte.

Es wird in unserem Zeitalter so ungeheuer viel von Pazifismus geredet und so wenig friedlich gehandelt. Estland hätte nach Schaffung dieses vorbildlichen Gesetzes, von dem wir hoffen wollen, daß es auch in die Praxis umgewandelt wird, die Möglichkeit, die Befriedung des Ostens zu beginnen. Seine deutschen Söhne sind berufen und befähigt, an der Stelle, auf die sie die Dorsehung vor 700 Jahren hingestellt hat, noch große Taten zum Schutze der europäischen Kultur zu vollbringen!

Wir wollen hoffen, daß das junge Estenvolk die Zeichen der Zeit erkennt. Die deutschen Brüder im Baltikum haben viel gelitten und wir wissen, daß diese Zeit sie geläutert hat. Sie haben ihre Fehler erkannt und werden sie meiden, dessen sind wir gewiß. Ihre großen Fähigkeiten werden sie freudig und begeistert einem Staat zur Verfügung stellen, von dem sie überzeugt sind, daß er das hält, was er versprochen hat!

## Inhalt

	Seite
„Nar Ostland“ . . . . .	7
Reval . . . . .	11
Die Enteigneten . . . . .	28
Ein Idyll im Walde . . . . .	43
Die deutsche Schule in Estland . . . . .	51
Pernau . . . . .	63
Dorpat, die Seele des Baltenslandes . . . . .	70
Völkische Selbsthilfe und Selbstverwaltung	81
Ausblick . . . . .	93

## Abbildungen

Karte von Estland . . . . .	4
Domkirche in Reval . . . . .	17
An der Olaiikirche in Reval . . . . .	18
Lehmporte und Lehmstraße in Reval . . . . .	59
Nikolaiikirche in Pernau . . . . .	60
Rathaus in Dorpat . . . . .	85
Domruine in Dorpat . . . . .	86

# Bücher vom Deutschtum

---

Band 1

Ludwig Finckh

## Sudetendeutsche Streife

Mit fünfundzwanzig Abbildungen

Halbleinenband M. 3.00

Der Türmer, Weimar

. . . „Nun fällt mir dieses köstliche Büchlein *Sudetendeutsche Streife* in die Hand. Ich habe es mit klopfendem Herzen gelesen. Es ist mit Herzblut geschrieben und zeigt dem Reichsdeutschen in treuer, anschaulicher, künstlerisch verdichteter Form, welches Kleinod uns geraubt ist, welsch edles Menschentum dort von Todfeinden getnechtet wird. Aber es zeigt auch, daß wir in den sudetendeutschen Brüdern Vorkämpfer hohen Ranges von physisch ungebrochener Kraft und edelster Geistigkeit vor den Toren und Mauern des heut schwerbedrängten Reiches haben.“

Band 2

Fritz Heinz Reimesch

## Im Lande der Gottesritter

Eine Ostlandfahrt

---

Bücher vom Deutschtum